

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 84

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Elise von Hohenhausen Lesebuch

Zusammengestellt und mit einem Nachwort
von Klaus Gruhn



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 84

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Verbindung mit der LWL-Literaturkommission für
Westfalen
von Walter Gödden

Band 84

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2019 Nyland-Stiftung, Köln

Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1291-1
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Lyrik

An Rheinland-Westphalen. Sonett (1822)	9
Aus »Frühlingsblumen«	10
Morgenlandschaft (Nach Mathisons Abendlandschaft)	10
Pythia	11
Abendempfindungen	13
Charade (Meiner ERSTEN rauchten einst ...)	14
Der Tod Aliko's, eines afrikanischen Skla- ven (Nach dem Englischen)	15
Beruhigung	16
Seelenverwandtschaft	17
Nach der Schlacht bei Leipzig	18
Herbstlied	19
Zum Neuenjahre 1817	21
Der Harfner. Ballade	22
Der Klausner	25
November. Mein Geburtsmond	33
Jugendfleiß	34
Die Extersteine (Impromptü)	34
Ich stand an Deinem Lager Schmerz durch- drungen	35

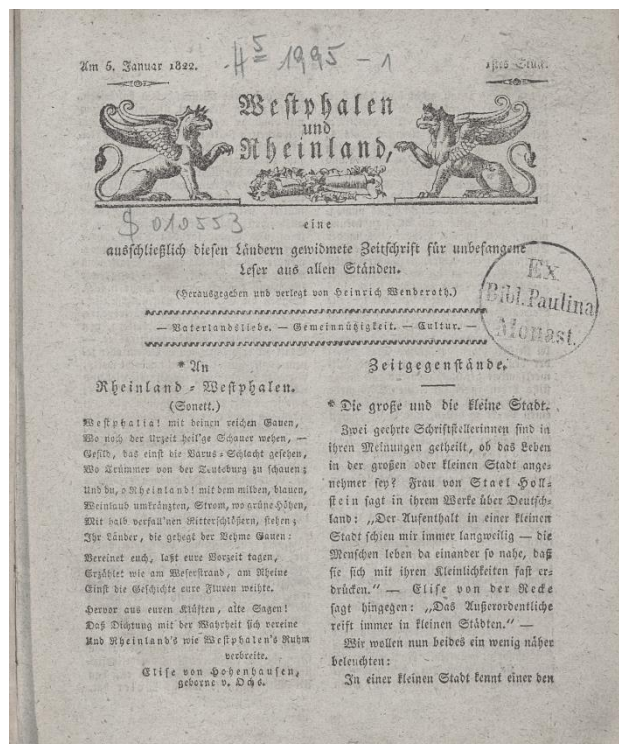
Prosa

Glück und Leben. Novelle	36
Carl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von 18 Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Ärzte.	54

Reiseliteratur	
Minden und seine Umgebungen	70
Natur, Kunst und Leben. Erinnerungen, gesammelt auf einer Reise von der Weser zum Rhein und auf einem Ausfluge an die Gestade der Nord- und Ostsee	79
Briefe aus der Residenz	97
Reisestunden im Jahr 1846	100
Feuilleton	
Lord Byrons Tod (1824)	109
Vaterländische Literatur. Gedichte von Annette Elisabeth von D... H...	116
Literarische Symptome in den Vereinigten Staaten	117
Der Rabe von Edgar Poe	121
Übersetzungen	
Walter Scott: Kenilworth	128
Edward Young: Nachtgedanken	134
Alfred Tennyson: In memoriam	137
Nachwort	140
Auswahlbibliographie	152
Textnachweise	154



*Ölporträt der Elise von Hohenhausen, Kommunalarchiv
Minden, Bildsammlung D (Hohenhausen).*



Westphalen und Rheinland, 1. Stück, 6. Januar 1828, mit dem Widmungsgedicht der Elise von Hohenhausen.

Lyrik

An Rheinland-Westphalen Sonett (1822)

Westphalia! mit deinen reichen Gauen,
Wo noch der Urzeit heil'ge Schauer wehen, –
Gefild, das einst die Varus-Schlacht gesehen,
Wo Trümmer von der Teutoburg zu schauen;

Und du, o Rheinland! mit dem milden, blauen,
Weinlaub umkränzten, Strom, wo grüne Höhen,
Mit halb verfall'nen Ritterschlößern, stehen;
Ihr Länder, die gehegt der Vehme Gauen:

Vereinset euch, laßt eure Vorzeit tagen,
Erzählet wie am Weserstrand, am Rheine
Einst die Geschichte eure Fluren weihte.

Hervor aus euren Klüften, alte Sagen!
Daß Dichtung mit der Wahrheit sich vereine
Und Rheinland's wie Westphalen's Ruhm verbreite.

Aus »Frühlingsblumen«

Morgenlandschaft
(Nach Mathisons Abendlandschaft)

Purpur schwebt
Gold durchwebt
In der Morgenröthe Feuer;
Dämm'ung hebt den braunen Schleier.

Hold erwacht
Frühlingspracht,
In des Morgenthaues Kühle
Stärkend sich zur Mittagsschwüle.

Frölich singt
Leicht beschwingt,
Lerchenchor in blauen Lüften,
Heerden eilen zu den Triften.

Flammengluth
Malt die Fluth;
In des Stromes Silberwellen
Muntre Fischer Netze stellen.

Laut erschallt
Aus dem Wald
Junger Hirten Lied, im Schatten
Lagern sie, auf grünen Matten.

Herrlich strahlt
Goldbemalt
Fern die Stadt, der Thürme Spitzen
In der Morgensonne blitzen.

Frölich streut
Aemsigkeit
Saaten in den Schoos der Erde,
Trauend auf des Schöpfers: Werde.

Perlenthau
Schmückt die Au',
Leichte, süsse Lüfte kosen
Um des Aepfelbaumes Rosen.

Blüthenduft
Frühlingsluft,
Füllt mit namenloser Wonne
Alles unter Gottes Sonne.

Pythia

Wenn der Sonne Flammenstrahlen
Sinkend malen,
Thal und Berg und Hain und Flur,
Und mein Geist sich freut der Stille
Heil'ger Fülle
In der Feier der Natur;

Wenn des wilden Stromes Wellen
Sich zerschellen
In dem Sturz von Felsgestein,
Und umher ist tiefes Schweigen
in den Zweigen,
Nur die Grille zirpt allein;

Dann erfüllt ein sehnend Bangen
Heiss Verlangen
Nach dem unbekannten Land
Meine Seele, und ein Streben
Aufzuheben
Diese düst're Scheidewand.

Orionnen, Welten, Sonnen
Sind zerronnen,
Die Natur bleibt ewig stehn.
Dass sie je der Urgesetze
Eins verletze,
Lässt die Allmacht nie geschehn.

Doch umsonst im Erdenleben
Ist das Streben
Nach der Wahrheit Sonnenbild.
Zitt're Frevler, Zweifler schweige
Tief, und neige
Dich vor Ihm, der sich verhüllt.

Wenn die engen Schranken fallen
Wird uns allen
Wahrheit und Unendlichkeit.
Ach! dies sehnsuchtsvolle Ahnen
Ist das Mahnen
Aus der Heimath Seligkeit.

Abendempfindungen

Herrlich stralt die sinkende Sonne im Westen,
Golddurchwirktes Gewölke schwimmt in dem Aether;
Und aus des Stromes silbernem Spiegel
Blinkt glühender Purpur.

Blumendüfte bringen mit lieblichem Säuseln
Leichte Weste, sie wecken nächtliche Sänger,
Und aus den dunkeln Wipfeln erschallen
Melodische Töne.

Lieulich birgt im bräunlichen Schleier die Haine
Süsse Dämmerung, Luna steigt aus dem Osten
Stralend empor, das ferne Gebirge
Heilt zaub'rischer Schimmer.

Ach! es stralt das Frühlingsgewand auf den Fluren
Mir vergebens; denn Sehnsucht füllt mir den Busen,
Kehre zurück zur friedlichen Hütte
Du innig Geliebter.

Einsam kennt kein fühlendes Wesen die Freude,
Nur am Busen, im Arm der innig Geliebten
Freu' ich mich dein mit himmlischer Wonne
Du seliger Abend.

Charade

Meiner ERSTEN rauchten einst Altäre;
Göttin in der Griechen Götterlehre,
Herrscht sie in des Menschen Brust
Mächtig über Schmerz und Lust.
Täglich flehen mit gehob'nen Händen
Tausende zu ihrem Thron,
Ewig sitzt sie auszuspender
Und vergisst der Arbeit Lohn.
Die drei letzten Silben nennen
Etwas, was ihr nie gekannt,
Was ihr nimmer werdet kennen
In der Erde düster'm Land.
Gleich dem goldnen Abendsterne
Strahlt es tröstend dem von ferne;
Den die erste stolz verwies
Aus der Erde Paradies.
Und mein Ganzes sucht mit bangem Streben
Jeder Mensch durch's ganze Leben;
In der schönsten seiner schönen Stunden
hat es nie ein Sterblicher empfunden,
Aber ewig wird er nach mir jagen
Seine Weisen nach mir fragen,
Wird zu Plutus und Cytheren,
Zum Apoll und Bachus fleh'n,
Mich ihm gnädig zu gewähren,
Und sich stets betrogen seh'n;
Bis ermüdet von der Täuschung Schmerzen
Eine Stimme tief in seinem Herzen
Die drei letzten Silben tröstend nennt,
Und er nun des Ganzen Wohnort kennt.

(Auflösung: Glückseligkeit)

Der Tod Aliko's, eines afrikanischen Sklaven
(Nach dem Englischen)

Vorüber ist's;¹ – o stille deine Klage,
Du siehst mich fest und ungerührt;
Der Edlen Freiheit weiht' ich meine Tage,
Der Freiheit Sache hat mich hergeführt.

Ach Theure! schweig', wie deine Thränen schmerzen,
Die Stimme der Natur erwacht.
Ich liebte dich so lang von ganzem Herzen,
Jetzt scheide ich, mein Lauf ist nun vollbracht.

Zur heimatlichen Luft, zu stillen Lauben
Soll jetzt der Weg Aliko's gehn;
Dort wird der Kummer keine Freuden rauben,
Dort werd' ich dich, Geliebte, wiederseh'n.

O Sonne! eile deinen Lauf zu enden,
Bring' bald auch Abbala mir nach,
Wo nie sich deine Strahlen von uns wenden
Und nur der Liebe blüht ein ew'ger Tag.

Ihr süßen Ufer! Keine Fesseln tragend
Werd' ich an eurem Strande geh'n,
Den wilden Eber dort im Walde jagend
Frei wie der Tag euch glücklich wiederseh'n.

Kein christlicher Tirann ist dort zu finden,
Der kalt die Menschlichkeit verlacht;
Des Elends Ton hallt nicht aus unsern Gründen
Nicht aus der dichten Wälder Nacht.

¹ Er redet seine Gattin vom Scheiterhaufen an.

Doch hört' ich dort viel Rührendes wohl sagen,
Ich sah der milden Thräne Fall,
Des Herzens Leiden bei des Nächsten Klagen,
Ach! solche Herzen sind nicht überall.

Nun Christ! Jetzt werd' ich Wollust dir gewähren,
Die Rachestunde nah't, o schau!
Befiel den Flammen lodernd zu verzehren
Der schwarzen Glieder kräftig starken Bau.

Tirann! doch wisse, dir wird's nicht gehören,
Im ew'gen Krieg so fortzugeh'n;
Der Tod, den du mir gibst, wird einst vermehren
Den Spott der Brüder, die dich kraftlos seh'n.

O Tod! ich harre deiner mit Verlangen,
Du machst den Sklaven fessellos;
So komm mich sühnend zu umpfangen,
Und gieb mir wieder meiner Heimath Schoss.

Beruhigung

Hier am rieselnden Bach, im Schatten der Pappel
Weht Erinnerung um mich mit rauschendem Fittig,
Lächelnd schwebet in morgenröthlichem Dunkel
Meiner Kindheit Gestalt.

Thränen fliessen dem Glück der fröhlichen Jahre,
Das so lauter und rein gleich himmlischem Nektar,
Aus der rosigen Jugend zaub'rischem Becher
Ich mit Wonne geschlürft.

Ach! allein in der Morgenröthe des Lebens
Blüht die Blume des innern Glücks uns im Herzen,
Welkt im glühenden Stral der glänzenden Sonne
Oft auf ewig dahin.

Thöricht wähnstest du in Erfüllung der Wünsche,
Die im Busen dir brennen, Freude zu finden,
Deinen Lippen entsinkt der Becher des Glückes,
Ehe sie noch ihn berührt.

Pflanz' im Herzen die Blume lieblicher Kindheit
Und mit kindlichem Sinne folge dem Schicksal,
Innig trauend dem Schutz' des Weltenregierers
In den Stürmen der Zeit.

Seelenverwandtschaft

In der schönsten meiner Stunden
Hab' ich endlich dich gefunden,
Die mein sehndend Herz erkannt;
Die schon, eh' sie hier geboren,
Der Erschaffer mir erkoren,
Durch der Wesen heil'ges Band.

Mächt'ge Sympathie der Seelen!
Ach kein Kämpfen und kein Wählen
Leistet je dir Widerstand,
Es begann mein ganzes Wesen
Sich in Liebe aufzulösen,
Und des Lebens Nacht verschwand.

Und auch du, aus deinen Blicken
Stralte seliges Entzücken,
Als mein Geist sich dir verrieth,

Möchte nie den süßen Glauben
Rauhe Wirklichkeit mir rauben,
Dass dein Herz für mich erglüht.

Nach der Schlacht bei Leipzig

Germanien hallt von lautem Jubelton,
Bei Leipzig ist des Feindes Macht geschlagen,
Zertrümmert ist der Franken Siegeswagen,
Und umgestürzt des Despotismus Thron:
Das Schlachtfeld, blutig von der Franken Tod,
Um strahlt der Freiheit glühend Morgenroth.

Es drückte uns unwürd'ger Ketten Macht;
Doch Alexander riss mit seinen Schaaren
Den blut'gen Lorbeer aus des Caesars Haaren,
Und Preussens Genius erwacht!
Er schwingt sich auf mit mächtiger Gewalt
Die durch Germanien mahnend wiederhallt.

Und Friedrich Wilhelm's hoher Heldenmuth,
Sein Ruf an's Volk von dem geliebten Throne,
Die Sorge für die theure Königskrone,
Erfüllte jedes Herz mit heil'ger Gluth.
Auch Östreichs Kaiser trat mit seinem Heer
Zum Bunde für der Freiheit Wiederkehr.

Der Fürsten Tugend wob den Hochverein,
Und durch des Ozeans beschriftete Wogen
Kam Carl Johann mit tapfer'm Volk gezogen,
Der deutschen Freiheit seinen Arm zu weih'n;
Mit hohem Muth begann der heil'ge Krieg.
Und Themis wog ihm ungetheilten Sieg.

Einst sprach ein edler Mann:¹»Der Krieg ist gut ...«
Heut' hallt es laut durch Deutschlands Eichenhaine,
Vom Weichselstrand bis zu dem blut'gen Rheine,
Gut ist der Krieg, wenn deutscher Heldenmuth
Das Vaterland vom fremden Joch befrei't;
Ihm sey fortan des Volkes Kraft geweih't.

Herbstlied

Der Sommer floh, der Erndte Sichel ruht;
Du siehst den Schmuck der Haine welken, fallen,
Nicht mehr im Morgenwind die Saaten wallen;
Der Vögel Schwarm zieht nach des Südens Gluth.

Und blutigroth steigt an dem Horizont
Der Tag empor durch dichte Nebelhülle,
Und ob sein Strahl auch freundlich uns besonnt,
Verschwunden ist des Seegens reiche Fülle.

Die Blumen sinken in den Strom der Zeit,
in starren Tod der Erde blühend Leben,
Und tiefem, ernsten Sinnen hingegeben
Hebt meinen Geist das Bild der Endlichkeit.

Wenn aus der Kindheit heit'rem Blumenland
Die Seele schwimmt auf morgenrothen Wellen,
Und in des Weltall's hohen Lebensquellen
Des Schöpfers Majestät zuerst empfand;

¹ Der General von Knesebeck in einem patriotischen Gedicht von 1806

Dann fesselt alles, was die Erde beut,
Nicht ihre Sehnsucht, nein, auf Adlerschwingen
Will sie durch's Meer, durch ferne Welten dringen
Bis in's Gebiet der Unermesslichkeit.

Umsonst! es kühlt im Schooss der Gegenwart
Der reine Geist der Abkunft hehres Feuer,
Und undurchdringlich ist der Sinnen Schleier.
Durch den das Jenseits uns verhüllet ward.

Uns fasst die Wirklichkeit mit rauher Hand,
Mit ihren Freuden bringt sie ihre Sorgen,
Und ach! kein Sehnen wie am Lebensmorgen,
Ein enger Kreis hält fest den Geist gebannt.

Doch wenn die Erde ihren Schmuck verlor,
Er sinnend folgt dem Wechsel der Gestalten,
Erschüttert von des ew'gen Meisters Walten,
Dann hebt er sich vom Erdenstaub empor.

Dann sieht er, flammend durch des Lebens Nacht,
Des Blitzes Strahl aus überird'schen Hallen
Durch seines Kerkers düst're Mauern fallen,
Und fühlt mit Wehmuth seiner Ketten Macht.

Du ew'ges Wesen auf des Weltall's Thron,
Verstrickt, verflochten in das Erdenleben,
Vernimmt die Seele dann mit innerm Beben
Noch deiner Sphären hohen Geisterton;

Und fühlt, dass nicht ein Raub der Endlichkeit
Das Daseyn fällt wie diese Blumenkränze,
Nein, dass umstrahlt von ewig lichtem Lenz
Sich öffnet einst die Unvergänglichkeit.

Zum Neuenjahre 1817

Mit frohem Gruße neues Jahr
Sey uns willkommen!
Das Alte und der Sorgen Schaar
Jetzt mitgenommen;
Es flieht hinab in Charons Kahn
Das Neue tritt in seine Bahn
Mit frohem Muthe d'rum: Hinan!

Die Palme schützt unsre Flur
In Königshänden;
Woll'st reicher, gütige Natur
Uns Gaben spenden;
Schenk diesmal uns im Sonnenglanz,
Des Landmanns frohbegückten Tanz
Beim segensvollen Erndtekrantz.

Und hell, so wie das Sonnenlicht
Sey's hier auf Erden,
Und Lug und Trug soll ferner nicht
Gesehen werden.
Im neuen Jahre besser seyn,
Der reinen Fröhlichkeit sich weih'n,
Sey unser Wille groß und klein.

Dem König Heil und schönen Lohn
Für seine Thaten,
Das alte Jahr ist ihm entfloh'n
Im Bau der Saaten.
Im Neuen blüh' in Majestät,
Was er mit weiser Hand gesät
Von keinem schwarzen Sturm umweht.

Der Harfner
Ballade

Es blinkt dort ein Schloß auf felsiger Höh'
In des Abends purpurnem Strahl,
Den Felsen bespühlt ein kristallener See
Und Ulmen beschatten das Thal,
Wo rings von blühenden Bergen umzogen
Einst stattliche Mannen des Lebens gepflogen.

Am Ufer des Sees, auf blumigen Grund
Von der Linde duftendem Baum
Beschattet, da bietet ein grünendes Rund
Zum Tanze gemüthlichen Raum;
Doch wie die Sterne am Himmel erstehen
So ist es um Tanz und um Jubel geschehen.

Dann tönt' von der Höhe ein klagendes Lied
Das ergreift mit Geister Gewalt;
Der Reigen verstummet, der Tänzer entflieht,
Es schweigen die Sänger im Wald;
Mit Wehmuth füllt sich das innerste Leben
Und will mit den Tönen der Erde entschweben.

Einst wandelt' vom Schloß ins blumige Thal
Eine himmlisch blühende Maid;
Da fand sie 'nen Harfner in schmerzlicher Quaal
Von Heimath und Freunden so weit;
Das Fräulein führt ihn zur gastlichen Pforte
Und tröstet den Kranken mit huldreichem Worte.

Der Jüngling erblüh't in Schönheit und Kraft;
Doch was tief im Herzen entspringt,

Das lindert kein Gold und kein kühlender Saft,
Nur eine ist, der es gelingt,
Denn Wehmuth lößt sich in Wonneentzücken
Begegnet die Holde des Liebenden Blicken.

Da kam mit Gefolge glänzend und reich
Der erwählte Bräutigam her,
Des Harfners berosete Wange ward bleich,
Doch barg er's im Herzen so schwer;
Das Fräulein kindlich von Unschuld umfassen
Erwiederte züchtig des Freiers Verlangen.

Bald schallt aus des Schlosses prunkendem Saal
Bei der Trauung Jubel und Tanz,
Da füllet der Sonne entschwebender Strahl
Die Felder mit röthlichem Glanz;
Der Vater winkt: »Beim traulichen Mahl
Sing Harfner ein minniglich Lied.«
Der stand dort oben in himmlischer Schöne,
Vom Felsen erklangen die schmelzenden Töne:

»Ich schau'te in's Auge himmlisch und hehr
Und es ward im Busen mir licht,
Doch lächelt dies Auge dem Harfner nicht mehr,
Das Herz d'rum, das liebende, bricht;
Die Sonne sinket zum Meer hinunter,
Und Hoffnung, und Liebe, und Leben geh'n unter.

Ich liebte Dich ewig, glühend und rein,
Doch ich barg's in wogender Brust,
Die Liebe die kannte der Himmel allein;
Du hast's nicht gefühlt, nicht gewußt;
Du gehst von hinnen mit fröhlichem Herzen;
Das Meine, das bricht in unendlichen Schmerzen.

O Sonne! O Leben! Ewig dahin –
Sei willkommen grausige Nacht
Ich sehe nicht wieder den Morgen erglühn,
Die Ritterin nimmer erwacht;
Hinab, hinab in die stillen Gewässer –
Da unten ist's kühler, da unten ist's besser.«

Bang flehte die Jungfrau: »Harfner laß ab,
Es zermalmt Dein Geister Gesang.«
Da stürzte der Jüngling sich jähling herab
Von Felsens bemosetem Hang,
Der See verbarg in den schäumenden Wogen
Den Sänger, den Leben und Hoffnung betrogen. –

Der Bräutigam rief: »Auf, sattelt mein Roß!«
Und umfaßt die sinkende Braut.
Es winket dem Tapfern sein väterlich Schloß
Noch ehe der Morgen ergraut;
Hier strebte der Ritter mit liebendem Mühen
Den Schleier um bange Erinnerung zu ziehen.

Der Harfner allein vergaß es nicht,
Was die Seele glühend gefühlt.
Der See, wenn erblü't das mondliche Licht,
Dann lauter den Felsen umspült,
Und Klage-Töne trägt schauriges Wehen
Herüber von jenen verödeten Höhen.

Der Klausner
Handschrift in seiner Hütte gefunden
Altschottische Geschichte

Das Abendroth umzieht der Wälder Oede
Mit Rosenlicht; durch düstre Einsamkeit
Erklingt verhallend eine Hirtenflöte
Und mahnt an meiner Jugend goldne Zeit.
Ich fühle bang ein ungewohntes Beben,
Die Hütte scheint mir wunderbar erhellt,
Als falle in des Greises düstres Leben
Ein milder Strahl aus naher Geisterwelt.

Führt euch der Morgen zu des Klausners Zelle,
Ihr Hirten dieses waldumhüllten Thals,
Und findet ihn nicht betend an der Quelle,
Dem heitern Orte eures Morgenmahls:
So ging er ein zum lang ersehnten Frieden;
Dann nehmet von des Lagers Moos
Mit sanfter Hand den Lebensmüden
Und bergt ihn in der Erde Schooß.

Und diese Schrift, die euch enthüllt sein Leben,
Les't sie mit ernstem sinnigen Gemüth!
Den Frieden, der um eure Hütte blüht,
Ihn konnte nie mein wundes Herz erstreben.
Durch eine That, in Leidenschaft vollbracht,
Verwelkten meines Lebens frische Blüthen,
Und als vorüber zog des Sturmes Wüthen,
Da blieb in meiner Seele ew'ge Nacht.

In Aarans sonnenhellen Auen
Trieb ich, ein Knabe, meine Heerde hin.
Mein kühner Geist, mein kriegerischer Sinn
Erfüllten oft der Mutter Herz mit Grauen.
Oft flehte sie: »Mein Einziger! Die Blume
Der treuen Liebe opfere nicht dem Ruhme,
So tat dein Vater – mein zerrißnes Herz
Kennt dich allein als Trost in seinem Schmerz.«

Einst strömte aus des Hochlands öder Haide
Mit keckem Muthe eine Räuberschaar,
Und Hütt' und Heerde war der frechen Beute;
Da hob mein Herz die drohende Gefahr.
Ich schleuderte hinweg den Schäferstab,
Zum Führer wählten mich die Meinen voll Vertrauen,
Geschlagen floh der Feind aus unsern Auen,
Als Sieger fand ich, ach, daheim der Mutter Grab!

Ein finstrer Gram zerriß so früh ihr Leben,
Nun hielt mich keine Sorge mehr zurück,
Ich durfte frei den Waffen mich ergeben,
Denn Ruhm und Ehre schien mir Götterglück.
Schnell bildet ich ein mächtig stehend Heer,
Umgab die Grenze bald mit stolzen Thürmen;
der Hirtenstab wich blankem Helm und Speer,
Und hochbeglückt war ich in Kriegesstürmen.

Einst – oh da glüht ein wonnevolles Sehnen
Noch einmal auf in müder Greisesbrust,
Das starre Auge weint die letzten Thränen,
Das kranke Herz durchströmt die letzte Lust –
Einst führten meine jungen tapfern Krieger,
Die kühn den Räubern, Störern unsrer Ruh,
In Schottlands Haiden nachgefolgt als Sieger,
Mir eine himmlischschöne Jungfrau zu.

Des reinsten Aethers tiefe Azurbläue,
Des edlen Geistes hohe Weihe
Entstrahlte ihrem lichten Himmelsblick.
Der Kindheit Träume kehrten mir zurück.
Ich glaubte keine Sterbliche zu sehen:
Die hohe, schlanke, herrliche Gestalt,
Von blonder Locken Sonnengold umwallt,
Schien mir entsproßt aus Paradieseshöhen.

Sie flehte mild in wonnesüßen Tönen:
»Du wirst der Unschuld Rechte nicht verhöhnen;
Denn fremd bin ich in deiner Krieger Streit.
Es raubten mich im Morgenroth die Deinen,
Als ich der Freundin schnell mich zu vereinen
Den Wald durchzog, mit wenigem Geleit.
O gieb dem greisen Vater mich zurück,
Ich bin sein einzig Kind, sein höchstes Glück!«

Ich konnte nichts, als ihr Gesuch gewähren,
In meiner Brust schwieg Hoffen und Begehren
Vor ihrer Schönheit, ihrer Majestät.
Doch sah ich hoch sie mein Entsagen ehren,
Sie zu geleiten huldreich mir gewähren;
Da ward der Hoffnungsfunken angeweht.
Früh brach ich nach der Heimat mit ihr auf,
Um Mittag hemmte sie des Rosses Lauf.

»Seht, Jüngling, dort die goldenen Thürme strahlen,
das ist Lord Ethels, meines Vaters, Schloß!«
Da fühlt ich plötzlich alle Höllenqualen,
Die die Verzweiflung in mein Herz ergoß.
»Euch ist nicht wohl«, sprach herzlich Ethelinde,
»Laßt rasten uns von heißer Mittagsglut
In dieser dichtbelaubten Bäume Hut;
Wir eilen weiter dann im lauen Abendwinde.«

Ermuthigt durch des holden Engels Milde
Führt' ich zur Ruhe sie an kühlen Baches Rand.
Die Meinen sich zerstreuten im Gefilde.
Ich faßte bang und glühend ihrer Hand.
»Wird Ethels Tochter eine Thräne weihen
Dem Jüngling, der versank in Todesnacht,
Weil einst dein Himmelsauge ihm gelacht,
Wirst du, daß er dich heiß geliebt, verzeihen?«

»Du Ethelinde schmücktest einen Thron,
Ich einer Hirtin vaterloser Sohn;
Wie kann ich's wagen je, um dich zu werben!
Drum lass mich hier zu deinen Füßen sterben.« –
»Halt!« rief sie aus, beseelt dich Heldenmuth,
Und ist sie heilig, deiner Liebe Glut;
So mag es deinem tapfern Arm gelingen,
Des Mächt'gen Tochter glorreich zu erringen.«

Sie neigte sich, ich zog sie an mein Herz,
Da war entflohn des Lebens Furcht und Schmerz,
Zum fernen Ziele trug mich sich'res Hoffen,
Das Höchste schon, das Herrlichste war mein
Und meiner Zukunft Himmel sah ich offen.
O ihre Worte: »Edmond! Ich bin dein!«
Sie tönten mir wie Harmonie der Sphären,
Mein stolzes Herz zerfloß in Wonnezähren.

Doch eingekehrt in ihres Vaters Hallen,
Der in dem glanzerfüllten Ahnenssaal
Gebietend saß mit Ritters und Vasallen,
Sah ich mein Lustgebäu' in Trümmer fallen.
»Hier, edler Freund, die Gattin deiner Wahl!«
So sprach Lord Ethel, und der Tochter Hand
Bei einem Ritter er, zurück aus heil'gem Land;
Lord Algard hört' ich seinen Namen schallen.

Ich trat hervor: »Vernimm, o edler Lord,
Erst eines Jünglings kühnes Herzenswort!
Die Tochter hat er dir zurückgegeben,
O lass ihn darum ewig für sie leben.
Des Lebens Sonne geht mir glänzend auf,
Die deines Freundes ist im Untergehen;
O wolle mich hohnlachend nicht verschmähen!«
Voll innern Grimms versetzte der darauf:

»Kein Ahnenszeichen strahlt auf deinen Waffen,
Wallt tolle Kühnheit gleich in deinem Blut;
Magst immerhin du Ruhm und Glück erraffen,
Dir fehlt des Stammbaums unerreichbar Gut.
Lord Algard hab ich mir zum Eidam ausersehen,
Der ruhmbedeckt aus fernem heil'gen Land
Zurückgekehrt, zu seiner Väter Lehen
Ihm werde morgen Ethelindens Hand!«

Ich ging, mit düsterer Wuth in der Geberde
Sah ich den Kreuzes-Ritter drohend an.
Mit finsterer Nacht umhüllte sich die Erde,
Ich irrte wild umher im Wiesenplan.
Die Mitternacht mit ihren Geisterschauern
Zog warnend an dem Gottverlassnen hin,
Und mit des Tages dämmerndem Beginn
Stand ich vor eines Klosters dunkeln Mauern.

Hier sank ich hin; der Schlaf umfing den Müden,
Und als des Mittags Flammen glühten,
Erweckte mich der Glocke Trauerton;
Mir war's, als ob es in den Klängen hallte:
Auf ewig ist dein Lebensglück entflohn!
Wie glänzend sich die Zukunft auch gestalte,
Schon hinter dir sind deine Blumenau'n,
Und abwärts führt dein Pfad durch Nacht und Graun.

Und Waffenklang schallt plötzlich an mein Ohr,
Ein Ritter mit des Kreuzes Zeichen
Tritt aus des Klosters Säulengang hervor.
Ich seh' ihn an, und meine Sinne weichen.
Lord Algard ist's! Ich fordre ihn voll Wuth
Zum Kampf um sie; es flammen hoch die Klingen
Und zum Verderben muß' ich Sieg gewinnen,
Zur heil'gen Erde floß sein Herzensblut.

Die Väter eilten aus des Klosters Mauern,
Wild aufgeschrecktdurch unserer Schwerter Klang.
Mein Gegner rang schon mit des Todes Schauern,
Aus tiefer Seele stöhnt' er hohl und bang:
»Ein früher Tod trifft mich um meine Sünden;
Der liebe Glück, daß ich erst froh genoß,
Dann frech verscherzte und gewissenlos,
Sollt' ich im Leben nimmer wieder finden.«

»Oh Emma! Emma! Elend und verlassen,
In Aarans Auen mußtest du erblassen,
Noch lebt er aber, meiner Liebe Sohn.
Dem väterlichen Thal war er entflohn,
Gott weiß, wohin? er ist mein einz'ger Erbe;
Schwört mir, ihr Väter, eh' ich sterbe,
Zu sorgen, daß er Algards Ehr' und Gut
Erhalte als entsprossen edlem Blut!« –

»Ha!« rief ich aus, vom Blitzesstrahl getroffen,
»So war es Emma! Und die Hölle sah ich offen,
Denn meine Mutter ist's, die ihr geliebt.« –
»So hat der Himmel Rache streng geübt!«
Erseufzte Algard, »leer' ich doch den herben,
Den bitteren Leidenskelch bis zu dem letzten Graus,
Den letzten heißen Höllentropfen aus:
Denn gräßlich ist's, von Sohnes Hand zu sterben!«

Und er verschied. – Die heil'gen Väter trugen
Den Leichnam in des Klosters stille Ruh;
Der Waffenschmuck fiel mir, dem Erben, zu.
Und heftig wieder meine Pulse schlugen
Fühl' ich in meiner Hand das Ritter-Schwerdt.
Ich hielt, ein Mörder, jetzt mich Ethelindens würdig;
So hatte mich mein trunkner Sinn betört,
Seit durch des Vaters Tod ich nun ihr ebenbürtig.

Und angethan mit des Verblich'nen Waffen
Eilt ich auf Ethels Schloß; die Thore öffnen sich
Auf meinen Ruf; die Diener eilen, schaffen;
Und als Lord Algard grüßen alle mich.
Es führt der Weg nach Ethelindens Zimmern
Mich durch Lord Ethels stolzen Ahnenssaal.
Hier sah ich schon die Hochzeit-Tafel schimmern,
Und Purpursaft glänzt in dem Rundpokal.

Da faßt mich tödlich namenloses Grauen,
Im Innern tönt's: Ha, deines Vaters Blut
Glänzt im Pokal! Die Ahnenbilder schauen
Mich drohend an, doch rett' ich meinen Muth.
Und, halb verwirrt, eil' ich zu Ethelinden,
Sie sieht mich an mit starrem festen Blick:
»Ihr kommt, des Opfers Stunde zu verkünden;
Doch, Ritter, schon erfüllt ist mein Geschick!«

»Seht, Algard, diese leichenblassen Wangen,
Da meinen Edmund ihr mir streng gewehrt,
So soll der Tod allein die Braut umfassen;
Des Giftes Schaale, seht, – sie ist geleert!«
So sagte sie; ich stürzte vor ihr nieder,
Und riß den Helm von meinem Haupte wild;
Sie schaute auf gleich einem Marmorbild,
Und einmal noch erglüh't ihr Auge wieder.

»Ein Wunder führt in dieser bange Stunde
Dich, Edmund, noch an Ethelindens Brust!
So lebe wohl! Des Lebens Glück und Lust
Flieht dir mit mir, die tiefe Herzens-Wunde
Brennt ewig fort! – Doch über Raum und Zeit
Strahlt licht und heiter die Unendlichkeit.«
So sagte sie; es floh ihr Geist von hinnen,
Und blut'ge Thränen meinem Aug' entrinnen.

In diesem Augenblick zerriß mein Herz,
Ich konnte nichts mehr lieben und nichts hoffen,
Unfähig zu des Lebens Glück und Schmerz,
Noch Erdenfurcht und Hoffnung zu umfassen,
Ward mir die Welt zur schauerlichen Wüste.
Man führte mich auf meines Vaters Schloß,
Wo alles Volk, der Diener ganzer Troß
Als Algards Sohn mit Jubel mich begrüßte.

Die Mönche strebten meines Vaters Willen
Gewissenhaft und pünktlich zu erfüllen,
Der König setzte mich zu Algards Erben ein.
O Glanz der Welt, was konntest du mir seyn!
Ich warf sie von mir alle Prachtgewänder,
Sie drückten mich als wären's Höllenbänder,
Und floh allein in diese Einsamkeit,
In eines Pilgers härnem Kleid.

In dieser Oede lebt' ich sechzig Jahre,
Und hoffte auf den milden Genius,
Der meine Fackel endlich senken muß,
Ob Ewigkeit auch scheint, mir daß ich harre,
Ich legte jener stolzen Eichen Samen
Vor fünfzig Jahren in der Erde Schooß,
Die Blätter welkten und die Blüthen kamen;
Doch unverändert elend blieb mein Los.

Doch sind auch quälend langsam Zeit und Stunden,
Sie führen dennoch durch des Daseyns Felsenbahn.
Des Todes Pforten sind mir aufgethan,
Und mein Gebet hat endlich Gnade funden.
Vorüber ist das lange bange Leben,
Den finstern Mächten wurde es zum Raub;
Doch herrschen sie nun über Erdenstaub;
Der freie Geist wird selig sich erheben.

November Mein Geburtsmond

Sag' an, du trüber Mond der mich geboren,
Was hast du mir zum Wiegenfest gegeben?
Nicht Nachtigallensang, nicht Zephyrs Schweben,
Nur Stürme tobend aus des Nordens Thoren,

Nur kurze Sonnen, nachtumhüllte Horen,
Nicht Erndtekronen und kein Blüthenleben;
In Herbst und Winters Ineinanderbeben
Ging auch des Haines letzter Schmuck verloren.

»Nicht zürne mir; zwar hab' ich trübe Tage,
Doch hat der Genius mich ausersehen,
Daß ich zum Licht die großen Männer trage,

Denn Plato, Luther, Schiller, geht die Sage,
Hieß meines Mondes zehnter Tag entstehen:
Drum blicke freudig, hemme deine Klage.«

Jugendfleiß

Des Schlummers Zaubermacht hat früh entzogen
Der Jüngling sich mit innigem Verlangen.
Verstand und Wissen vielfach zu umfassen,
Kaum daß Aurora strahlt am Himmelsbogen.

Hygea ist dem Sterblichen gewogen;
Wie Morgenroth erglühn seine Wangen,
Das Auge glüht, und offen, unbefangen
Lacht seine Stirn von Weisheitssinn umflogen.

Frisch auf! Du mußt viel lernen und begreifen,
Soll deine Blüthe bald zu Früchten reifen,
Soll Erd' und Himmel um dich Schätze häufen.

Nur Jugendfleiß kann zu dem Ziel dich führen,
Dir Deine Bahn mit Erndtekränzen zieren,
Und lehren dich: gehorchen und regieren.

Die Extersteine (Impromptü)

Gestirn der Urwelt,
Entstiegen brausenden Wassern!
Du sahst das Blut der Heiden
Fließen zum Opfer der Götter,
Bis der göttliche Mann
Sich für die Menschheit geopfert;
Und das Licht des Glaubens der Liebe
In Germaniens Wälder drang. –
Wild romantischer Vorwelt Denkmal,

Befestigt durch edler Fürstin Hand;
Möchten sich ferne Jahrhunderte noch
Deines erhabenen Anblicks freu'n!

Ich stand an Deinem Lager Schmerz durchdrungen

Ich stand an Deinem Lager Schmerz durchdrungen,
Du Sänger von der Sehnsucht tiefstem Weh,
Vom Fichtenbaum auf Nordlands kahler Höh;
Sein Echo ist in mancher Brust erklungen.

Wo sprießt die Palme, die Du hast besungen?
Sie spiegelt sich in dem Gedanken-See,
Doch hat kein Glück, kein Zauberstab der Fee,
Noch jemals sich zu ihr emporgerungen!

Sie wächst im Morgenland auf Golgatha
Und weckt im Herzen namenloses Sehnen –
Nicht Glück, nicht Liebe, wie die Menschen wähnen,
Bringt jenes heißersehnte Ziel uns nah.

Wenn Dir beginnt ihr Sternenbild zu strahlen,
Dann wirst Du selig werden auch in Qualen.

Paris 1852

Prosa
Glück und Leben

I.
Die Berliner Theegesellschaft

Die Flötenuhr im Gesellschafts- und Wohnzimmer der Frau von Tiefensee schlug acht Mal, und spielte dann das beliebte Lied aus dem Freischütz: »Wir winden Dir den Jungfernkranz von veilchenblauer Seide«, als wiederholtes Klingeln an der Thür des mit einem Holzgitter verwahrten Vorgangs die Ankunft der Gäste verkündete.

In dem niedlichen von einer Alabasterlampe matt beleuchteten Vorgemach wurden die Winterhüllen abgelegt, zu Bergen auf den Divans aufgetürmt, oder von den Ordnungsliebenden an die vergoldeten, zu diesem Beruf in die Wand geschlagenen Haken aufgehangen. Mehrere Damen traten auf einmal durch die Flügelthür in das mit allem, was Behaglichkeit und Traulichkeit einflößen kann, reichlich versehene große Zimmer, wo die Wirthin die Eintretenden schnell um den runden, mit geschmackvoll gesticktem Teppich bedeckten Theetisch zu ordnen verstand. Der belebende Vereinigungspunkt der Gesellschaft, die Theemaschine von dunkler Bronze, in Form einer antiken Vase, stand summend, und von bläulichen Flammen ihrer Spirituslampe geküßt, auf diesem Altare geselliger Freude, und neben ihr hauchten zwei blühende Rosenstöcke ihre süßen Düfte aus, während gegen die festverschlossenen, von innen mit rothen Merinobehängen versehenen Fensterläden, ein Flockensturm prasselte.

Während das Zimmer sich immer mehr mit Herren und Damen füllte, spendete die Wirthin den Aufguß des echten Kaiserthees umher, und die Damen verschmähnten mit wenigen Ausnahmen das dunkelblaue Fläschchen mit goldenem Knopf, worin der Rumm, des Thees geistige Würze, sich befand, um der silbernen Vase willen, in der die schönste Sahne zum Genuß einlud; aber die niedlichen Kristallkörbchen mit schwarzem und weißem Butterbrot, Zuckerbretzeln und dergleichen gefüllt, wurden öfters von den niedlichen Händchen der Damen heimgesucht. »Und auch Sie greifen zu diesem westphälischen Schwarzbrot?« fragte Frau von Tiefensee eine Dame in der Mitte des Sophas, die durch ihre Schönheit und prächtige Kleidung schon lange die Neugierde nach ihrem Namen und Stand erregt hatte. »Oh, ich liebe das sehr«, versetzte die Dame in etwas ausländischer Mundart: »es erinnert mich an das Knäkelbröd meines Schwedens.«

»Mistriß Harcourt ist eine Schwedin, verband sich in Stockholm mit ihrem Gemahl, der dort bei der englischen Gesandtschaft stand, und wird ihn von hier nach England begleiten«, sprach Frau von Tiefensee zu ihrer Gesellschaft, und heftete dadurch jedes Auge auf die neue Bekanntschaft.

Wohl vermochte Mistriß Harcourt aller Augen zu fesseln. Sie war eine hohe, schlanke Blondine; ihr Auge blau und klar wie der nordische Himmel ihres Vaterlandes; ein dunkelrothes Sammtkleid schmiegte sich um ihre reizenden Formen, und ein Diadem mit Brillanten strahlte aus ihren goldenen Locken hervor. – »Ein Titian!« flüsterte von Bernheim, ein der Malerei kundiger Krieger, seinem Nachbar Walter, einem ausgezeichneten Maler zu; doch Dieser erwiderte: »O nein, solche reine Züge konnte nur ein Raphael schaffen.«

Baron Frankenstein, ein viel gereis'ter, viel erfahrener Mann, nahm seinen Platz neben der schönen Schwedin ein, und suchte ihr Rede abzugewinnen, indem er die Unterhaltung auf die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten ihres Vaterlandes lenkte. »Ich kann« sagte er im Laufe des Gesprächs: »nur Konstantinopel in Ansehung der Schönheit seiner Lage mit Stockholm vergleichen, so verschieden auch an sich der Charakter dieser beiden merkwürdigen Städte ist. Die poetischen Schönheiten des rauhen unwirthbaren Nordens zeigen sich in Stockholm zwischen der Pracht der Cultur. Graue Granitfelsen, gekrönt von dunklen Tannen und lichten Birken, mit silberfarbenen Stämmen, ragen zwischen herrlichen Palästen hervor, und auf dem Südermale lehnen sich die Häuser an diese Felsen an, die ihre Rückwand bilden; liebliche Gärten umgeben den großen, lichtblauen Mälarsee, an dessen Ufern und auf dessen Inseln die herrliche Stadt liegt, die durch die Schönheit ihrer Frauen so berühmt ist.«

Die Schwedin verbeugte sich leicht. Ein schwarz gekleideter, finster aussehender Mann nahm, eine Prise schnupfend, das Wort: »Um Vergebung, mein lieber Herr Baron, Granit bildet nicht die Felsen in Stockholm, sie bestehen aus einem kristallinen Gemenge von Feldspath, Quarz und Glimmer, Gneus genannt.«

»Sie haben recht, Herr Oberberggrath«, versetzte Frankenstein: »ich habe mich nur um die Oberfläche der Erde und das, was auf ihr vorgeht, bekümmert, in ihre Tiefen bin ich nie gedrungen. – Als ich Stockholms Felsen bewunderte, habe ich nicht daran gedacht, ob sie vor oder nach der Sintfluth entstanden wären; ich war glücklich im Anschauen, und ich kann mir recht lebhaft denken, wie wenig Ihnen, gnädige Frau, in Vergleich mit jenem Zauber, die Lage Berlins in der öden Sandfläche zusagen kann.«

»Die hohe Bildung seiner Einwohner hält mich dafür schadlos«, entgegnete die Schwedin: »besonders die der Frauen; Tanzen und Französisch ist alles, was wir Schwedinnen lernen. Die Liebe zur deutschen und englischen Literatur hat es veranlaßt, daß ich mich mit diesen beiden Sprachen bekannt machte.«

»In der That«, versetzte Baron Frankenstein: »erscheint mir auch, als fände man angenehme gesellschaftliche Unterhaltung nur in Berlin. In Rom war ich glücklich durch Kunst und Alterthum; in den nordischen Städten durch Beobachtung der erhabenen Natur; in London durch den Anblick des Erfindungsgeistes und der Betriebsamkeit des materiellen Lebens; hier in Berlin wurden mir die Freuden geistiger Mittheilung; und diese Berliner Thees, wo man ohne Spiel, musikalisches Geklimper und Tanz, und ohne die Gaben des Bacchus, den Abend im heiteren Gespräch über wissenschaftliche und literarische Gegenstände, oder Tages- und Zeitbegebenheiten, hinbringt, habe ich in Europa nicht mehr gefunden.«

»Sollten aber« begann eine junge Dame: »diese Plauderthees nicht auch nachtheilige Folgen hervorbringen; ihnen verdankt man es gewiß, daß in Berlin, wie in der kleinsten Stadt Einer die Verhältnisse des Andern bis in die kleinsten Details kennt.«

»Das schadet nichts«, versetzte Frankenstein: »wenn man sich kennt, nimmt man auch Theil an einander, und aus der Geschichte der Familien schöpft der Beobachter Menschenkenntniß und Lebensklugheit; gerade was Sie, mein schönes Fräulein, tadeln, möchte ich als einen Vorzug Berlins gelten lassen. Man nimmt hier Antheil an einander, wie in einer kleinen Stadt, und genießt doch dabei alle Annehmlichkeiten des großstädtischen Lebens.«

Die Unterhaltung ging bald zu ernstern Gegenständen, vorzüglich zur Literatur über, da man von Politik, eben weil die Zeit so gar politisch ist, zu sprechen vermied.

Die schöne Schwedin bekannte, dass sie Scotts Romane wenig angezogen hätten, Lord Byrons Gedichte aber desto mehr; auch zwischen Göthe und Schiller habe sie bald gewählt, und sich unbedingt für Letztern entschieden; von Shakespeares dramatischen Werken war ihr nur der Sturm lieb, und mit Enthusiasmus sprach sie von Tiecks eben erschienenen Gedichten.

Baron Frankenstein lächelte und sprach: »Wenn ich nur diese Worte von Ihnen vernommen hätte, meine schöne gnädige Frau, so wüßte ich, dass sie eine große Nordländerin, in der vollen Blüthe der Jugend, mit warmem Herzen und schwärmendem Sinn wären, würde noch manches Andre ahnen, was sich hier nicht sagen läßt. – Der Süden liebt die Wirklichkeit, der Norden den Traum. Das Alter und die Mitteljahre wollen die Welt, wie sie ist, schauen; die Jugend verlangt ein ideales Leben; sie wird durch Subjectivität gefesselt, das reifere Alter nur durch Objectivität angezogen; sie sucht die Poesie außer der Wirklichkeit; jenes entdeckt in der Wirklichkeit die höchste Poesie. Daher rührt es denn auch, daß Sie, meine gnädige Frau, nur Dichter lesen wollen.«

»Nur Dichter?« riefen einige Damen: »sind ein Shakespeare, Scott, Göthe, keine Dichter?«

»Nein, meine Damen, wenigstens nur theilweis.«

Ein Staunen und Lächeln fuhr durch die Gesellschaft.

»Und was sind sie denn?« fragte die Schwedin.

»Ich kann mir nicht anders helfen, als indem ich unsrer Sprache ein neues Wort aufzwänge; sie sind Wahrer.«

»Und was soll das heißen?« fragte mit mühsam unterdrücktem Lächeln eine junge Dame.

»Sie geben uns Wahrheit, obgleich Diese oft idealisierend; sie sind Spiegel der Wirklichkeit.«

»Und was sind Dichter?«

»Die uns geben, was nie war, eine verdichtete Welt.«

»Und wen zählen Sie zu Diesen?«

»Dante, Milton, Klopstock, Tieck in seinen Gedichten, Novalis, Moore, dessen Gedichte mich wie Blüthenduft und Mondenstrahl gemahnen; Byron und Schiller, ihrer subjectiven Weltansicht wegen, und unsern Berliner Dichter Heine.«

»Und wer gehört zu den, wie sagten Sie doch, Wahrern oder Welt- und Menschenspiegeln?«

»Göthe, Shakespeare, Scott in seinen Romanen, – denn seine Gedichte gelten mir wenig; sie wecken Bilder in mir, aber keine Empfindungen – Tieck in seinen Erzählungen, und von den Neueren der Westphälische Dichter Immermann. Übrigens, meine schönen Damen, würde ich, so gern auch die Jugend nach den Dichtern greift, weil sie darin die Dollmetscher der Leidenschaften und Herzensverirrungen findet, ihr doch, besonders dem schönen Geschlecht, bloß die heiligen, Klopstock, Dante und Milton erlauben; alle Anderen, auch den in Norddeutschland und den nordischen Reichen so beliebten Byron, durchaus verbieten.«

»Sie sind grausam, Herr Baron«, sprach die Schwedin: »und warum?«

»Weil ich Ihre Empfindsamkeit nicht begünstigen, und Ihrer Erwartung vom Glück dieser Welt keine falsche Richtung geben möchte; wem das begegnet, dem verschließt die Wirklichkeit jeden Reiz, er verliert die Kraft, das Leben zu ertragen und lebt nur noch in süßen Träumen, die, wenn Jahre und Schicksal sein Gemüth reifen, wie kalte Schatten entfliehen.«

Die schöne Schwedin blickte mit wehmüthigem Ernst auf den Sprecher.

»Entsagung«, fuhr der Baron fort: »ist unsere beständige Begleiterin hienieden; wie ein leichter Schatten umgaukelt sie den Pfad der Jugend; aber der Schatten bekommt Kraft und Leben, so wie unser Leben abnimmt. Sie ist die Erzieherin des Menschengeschlechts zu höherer Vollendung; wer hienieden nicht entsagen kann, geht physisch oder moralisch unter.«

»Ist diesen Satz zu beweisen, nicht auch der Hauptzweck in dem Werke unsers großen Meisters Göthe« bemerkte Frau von Tiefensee; »in dem so viel besprochenen und angefochtenen Buche: Wilhelm Meisters Wanderjahre, oder die Entsagenden? Wir erblicken in ihm das wirre Treiben der Menschen, wodurch ihre heiligsten, edelsten Güter verloren gehen, und sie zu Entsagenden werden müssen.«

»Allerdings, meine theure Freundin«, entgegnete Frankenstein: »des Lebens Zweck ist nicht Glück, sondern Veredlung. Wohl uns, wenn das Erstere uns ungetrübte Augenblicke schenkt, die noch in der Erinnerung unser Herz erwärmen.«

»Erinnerung«, seufzte die Schwedin: »ach darüber sagt Lord Byron in seinem Gedicht an den Mond:

Wie ähnlich bist du Freuden, die zerronnen,
So scheinen nur entflohner Tage Sonnen;
Es leuchtet wohl, doch wärmt nicht ihres Strahls Gewalt,
Klar – aber fern – wohl glänzend, doch wie kalt!

Frau von Tiefensee bemühte sich die düstere Stimmung, die sich durch das Aussprechen so ernster Gedanken über die Gesellschaft zu verbreiten schien, mit der Bemerkung abzuwenden, daß ja Schwedens Sonne so klar und fern, kalt und glänzend sei, wie dies Byronsche Gemälde der

Erinnerung. Die Schwedin nahm sich ihres Vaterlandes an, und die Unterhaltung verließ wieder den Gefühlskreis, um in den des Verstandes überzugehen. An Bemerkungen über Länder und Völker reihten sich bald die ihrer Trachten, und von da an kamen die Damen auf die Wiener langen Taillen, die man jetzt in Berlin allgemein trug, und sprachen davon, wie sie Diese oder Jene ihrer Bekannten kleide. So blieb man bei den Oberflächlichkeiten des Lebens stehen, bis der zehnte Stundenschlag ertönte, der die Berliner in der Regel zum Aufbruch nöthigt, weil um zehn Uhr alle Häuser verschlossen werden. Die schönen Damen rollten ihre in Wolle genähten Blumenstücke, deren Arbeit eine Lieblingsbeschäftigung der Berlinerinnen ist, zusammen, und empfahlen sich.

2.

Die Heimkehr

Es fand sich, dass Mistriß Harcourt ihren Wagen vergebens erwartete. Walter bot ihr schüchtern seinen Arm; sie nahm ihn an, und ging zu Fuß nach Hause, da der Märzsturm vorüber war, und einer stillen, ruhigen Mondscheinnacht Platz gemacht hatte.

Schweigend und selig wandelte der junge Mann am Arm der Huldin, deren Bild mit glühenden Farben in seine Seele gezogen war; das gewaltige Pochen seines Herzens verhinderte ihn lange, zu reden. Auch Ulrike, die schöne Schwedin, schwieg befangen über ihr Alleinseyn mit einem ganz Fremden, und von banger Ahnung über den Zustand ihrer Häuslichkeit gequält. Sie gingen am neuen Schauspielhause vorüber; Ulrike schaute zu dem Peristyl

von sechs ionischen Säulen hinauf, zu welchem eine kolossale Treppe von sechs und zwanzig Stufen führt, und Walter sagte: »Sie stellen gewiss Vergleichen mit diesem Theater und dem zu Coventgarden an, die nur zum Nachtheil des unsrigen ausfallen können, da Jenes eine Nachbildung des berühmten Minervatempels in der Akropolis zu Athen ist, und neben den mächtigsten Gestalten der Griechischen Mythologie auch die Gebilde eines Genius in Basreliefs zeigt, der einzig da steht; ich rede von ihrem Shakespeare.«

»Den lese ich nicht«, erwiderte Ulrike: »auch bin ich in England noch nicht gewesen, und möchte viel lieber, als in dies Land voll materiellen Lebens, in Länder der Empfindungen reisen, z. B. nach Italien, und dort Lord Byron lesen.«

Walter wurde durch diese Antwort auch von Bemerkungen des Verstandes zu Empfindungen zurückgeführt, und antwortete mit bebender Stimme: »Auch ich bewundere Ihren Liebling Byron, ich habe mich bemüht einen Theil seines Childe herold zu übersetzen; ich trage eine Probe davon bei mir. Erlauben Sie mir, gnädige Frau, Sie Ihnen mitzutheilen; Sie sind der deutschen Sprache so mächtig, dass Sie ein Urtheil darüber fällen können.«

Ulrike nahm das Blatt von Walters Hand, und sagte ihm Lebewohl, denn eben waren sie vor ihrer Wohnung angekommen.

Donnernde Schelten, Geheul und Stöhnen schallte der schönen Schwedin entgegen, als sie die Stufen zu ihrem Logis erstieg. »Woher so spät, Madame, und wer gab Ihnen Erlaubniß auszugehen? « rief Sir Harcourt ihr entgegen; sie erkannte schnell, daß Spiel und Wein den düstern Spleen ihres Gatten wieder einmal zur Wuth umgeschaffen hatten, und wagte keine Antwort. Blutend und

heulend eilte der Kutscher an ihr vorüber, und sie wußte nun, warum sie ihn vergebens erwartet hatte.

»Bekomme ich keine Antwort?« rief ihr Gemahl. »Sie sehen, wie ich durch Ihr schlechtes Hausregiment leiden muß; ich habe den Kerl fortgeschickt – widersetzen Sie sich dem?«

»Nein«, sprach Ulrike erbleichend: »lassen Sie uns morgen weiter von der Sache reden, ich bin sehr müde«, und ein Licht ergreifend eilte sie in ihr Schlafgemach. Teller, Gläser, Tische und Stühle stürzten und klirrten hinter ihr her, den Unmut ihres unglücklichen Gatten verkündend.

Ulrike ließ ihren Tränen, ihrer Verzweiflung über das unverdiente, harte Schicksal, an einen Unwürdigen gekettet zu seyn, freien Lauf, und schaute zum Monde empor, an Lord Byrons Worte denkend:

Des Schlummerlosen Sonne, düstrer Stern! –

Dabei fiel ihr die Probe von Childe Harold ein, die der junge Maler ihr mitgeteilt hatte. Sie entfaltete das Blatt und las:

Im Innern schafft der Phantasie Gewalt
Ein Wesen, das mit ihrer reichsten Gabe
Geschmückt, zurück in unser Leben strahlt.
Ich bin ein Nichts, Du aber, Huldgestalt,
Wer bist Du, die ich mir geschaffen habe,
Die unsichtbar die Welt mit mir durchwallt?
Du blickst auf mich in meinem Flammengrabe,
Mit mir geboren, eins mit meinem Geist,
Fühlst Du die Leere mit, die stets mein Herz zerreißt.

»O diese Stelle!« rief Ulrike aus: »so giebt es doch auf Erden noch ein Wesen, das ihre Wahrheit empfindet, wie

ich in meinem Flammengrabe, oder vielmehr in der grässlichen Oede, die mein Herz zerreißt.« ...

4.

Liebesglück

Ulrikes Freundin mußte bald nach diesem Abend verreisen, und in der schönen Schwedin reifte immer mehr der Entschluß, sich von ihrem Gemahl zu trennen; sie ließ in ihrem engern Kreise manches Wort darüber fallen, woraus das Gerücht bald die unumstößliche Gewißheit der Trennung nahm. Auch für Walter blieb diese Nachricht kein Geheimniß; sie erschien ihm wie der Sonnenstrahl, der vor dem Reisenden am Kaukasus den Nebelvorhang zerreißt, der ihm die herrlichste Gegend verbarg. Seine leidenschaftliche Liebe, die ihm an jenem Abend die schöne Erscheinung eingeflößt hatte, verzehrte sich nun nicht mehr in dumpfer Hoffnungslosigkeit, und der Augenblick erschien, wie an einem heitern Aprilabende Walter Ulrike nach Hause führte, während Hunderte von Nachtigallen, die an den Fenstern Berlins gepflegt werden, die schöne Schwedin in ihr Nachtigallenthal an der Ostsee, den Sitz ihrer kindlichen Träume versetzten, und ihr Führer die Empfindungen seines Herzens gestand. Sie verhehlte ihm nicht, daß sie seit ihrer ersten Bekanntschaft mit ihm, Diese getheilt habe.

Die Liebenden waren selig. Sie in dem Wahne, den Gegenstand der langgenährten Sehnsucht ihres Herzens endlich gefunden zu haben; er in der jugendlichen Liebesgluth eines kräftigen Gemüthes, selig wie Pygmalion, als die schönste Gestalt, die je sein Auge sah, sich für ihn be-

lebte. In solchem Glückesrausch wird Gegenwart und Zukunft, Welt und Leben vergessen, und eingedenk der eisernen Bande der Gesetze, bildet die Liebe ihre rosenfarbenen Phantasien aus. Ulrike wollte ihren Gatten verlassen, und in den Mirthenwäldern Italiens, wohin sie schon in ihrer Kindheit sich gesehnt hatte, dem Glück der Liebe leben. Des jungen Malers nächste Bestimmung war nämlich eine Reise in jenes schöne Land, zur Ausbildung seiner Kunst. Er schwelgte, wie Ulrike, im seligsten Gefühl des Lebens, und keiner von ihnen dachte an Lord Byrons Worte:

Ach! unsre Jugendliebe fließt dahin
Wie Wasser in der Wüste; ihm entsprießen
Giftvolle Kräuter, Blumen, – die dem Sinn
Zwar schmeicheln, doch Betäubung laurt darin –
Und Bäume, deren Früchte Gift verschließen;
Das ist des armen Sterblichen Gewinn,
Lässt er den Strom der Leidenschaft frei fließen
Die wüste Welt hinein, indem er sucht
Nach dem Genuß der, ach–verbotnen Himmels- frucht

O Liebe! Nicht auf Erden strahlt dein Licht,
Als unsichtbaren Seraph nur verehren
Wir dich, und in dem Glauben an dich bricht
Manch Herz im Märtyrthum, doch sah dich nicht
Die Wirklichkeit; wie wir des Himmels Sphären
Mit Engeln füllen – wie ein Traumgesicht
Schuf dich der Geist, verlangend im Entbehren,
Und ein Gedanke wurde zu dem Bild,
Das unser dürstend Herz mit heißer Sehnsucht füllt.

5.

Die Entsagende

...Die Abendsonne vergoldete das geschmackvolle Wohnzimmer der Frau von Tiefensee, als Ulrike hereintrat. Nach höchst liebevoller Begrüßung fragte die Dame des Hauses nach Harcourt, und Ulrike offenbarte mit freudigem Enthusiasmus der Freundin das Geheimniß ihrer bevorstehenden Scheidung, welches bereits alle Welt wußte. Die Wirthin schwieg mit sehr ernstem Gesicht, als Ulrike aufgehört hatte zu reden; endlich begann sie: »Meine junge Freundin, die ich als Tochter liebe, ich kann mich nicht freuen über ihren Entschluß, nein, ich möchte bluthige Thränen darüber weinen.«

»Theure Frau!«

»Hören Sie mich, Ulrike, Sie wollen ein Band trennen, was Sie vor Gott und Menschen knüpften; Sie lösen es um des thörichten Traums einer Leidenschaft willen?«

»Wenn nun dies Band mich unglücklich macht?«

»Das ist Ihre Schuld.«

»O, mein Gott!«

»Verstehen Sie mich nicht unrecht, Ulrike. Ihre Schuld, weil Sie durch die Liebe Ihres Gatten glücklich sein wollen; das können Sie erst dann erwarten, wenn ein anderer Mensch aus ihm geworden ist. Haben Sie keine Hoffnung dazu? Sollte nicht bei seiner verschwenderischen Lebensweise die große Erzieherin der Menschen, die Noth, ihn bald in ihre Arme nehmen?«

»Nein, gnädige Frau, Sir Harcourt ist sehr reich, und bei all seinem Aufwande ein guter Wirth.«

»Nun dann, so kehren Sie mit ihm nach London zurück; dort wird Vaterlandsliebe ihn zum nützlichen Bürger machen; dort kann die Pflanze Wurzel schlagen. Hier schwimmt

sie nur im Wasser des Genusses umher, und treibt üppige Nebenschößlinge hervor.«

»Aber mein Herz! o theure Freundin! – Das Bild meiner Jugendträume trat mir in der Wirklichkeit entgegen. Wie glücklich würde ich seyn mit ihm; wir sind für einander geschaffen.«

»Nein, liebe Ulrike; ich behaupte, Sie sind weit mehr für Sir Harcourt geschaffen.«

»Mein Gott, wie verkennen Sie mich heute.«

»Keineswegs, wir sind nur in Ansehung der Ideen verschieden, die wir über den Zweck des Lebens haben. Sie nennen ihn Glück, ich Veredlung; und nun, meine Liebe, gestehen Sie mir, dass ich meiner Ansicht zu folge Recht habe. Nur durch Ihre hohe Reinheit, Ihre Abneigung gegen rohe Freuden, Ihre Schönheit, Ihre Milde, ja, selbst durch den romantisch-schwärmerischen Flug ihres Geistes kann Sir Harcourt wieder zum Menschen, zum nützlichen, tugendhaften Weltbürger werden. Lassen Sie ihn erst wieder in seinem Vaterlande seyn, wo alle seine Mitbürger seine schöne und edle Gattin bewundern, so wird auch er bald Ihre Verdienste erkennen und zu Ihnen zurückkehren. Die Eitelkeit ist keine gute Eigenschaft; aber sie hat schon manches Gute gestiftet, weil ihr des Menschen Herz noch zugänglich bleibt, wenn es auch längst für alle edlen Regungen erstarrt ist. Verlassen Sie Sir Harcourt, so ist er unwiderbringlich verloren.«

»Das ist möglich, aber warum soll ich seinem Heil das Glück meines Herzens opfern?«

»Das Herz, liebe Ulrike, darf unser Tyrann nicht seyn; es ist ein trotzig und verzagt Ding. Wir müssen prüfen, was es will, nicht aber ihm unbedingt Folge leisten. Aus ihm entspringen alle Verirrungen unseres Geschlechtes, und was das Glück Ihres Lebens betrifft, so bergen Sie sich doch nicht, Ulrike, dass Sie sehr glücklich seyn können.

Überfluß umgibt Sie. Gottes schöne Welt zu sehen hindert Sie weder häusliche Sorge noch beschränkte Lage. Alle Wunder der Kunst und die Herrlichkeiten der Natur werden Sie auf Ihrer Reise durch Paris nach London schauen. Seyn Sie ein glücklicher Mensch, da Sie jetzt noch keine glückliche Gattin seyn können. O! wie manche liebende und geliebte Gattin, die sich unter häuslichem Elend und Sorgen verzehrt, wird Ihre glückliche, sorgenfreie Lage beneiden.«

»Ich dünke, die Liebe könne Alles überwinden.«

»Dasselbe würde ich sagen, Ulrike, wenn Sie nicht frühere Bande fesselten; wenn Sie mit kindlichem Vertrauen und reinem Gewissen Gottes Segen zu Ihrer Verbindung mit Walter erleben dürften – aber so steht es nicht mit Ihnen. – Die Ehe ist ein Band, dessen Zweck gegenseitige Veredlung und Unterstützung ist: glücklich diejenigen, denen die Liebe diese Zwecke erleichtert. Sie gelobten Sir Harcourt am Altare, er solle von Ihnen Pflege haben in kranken und gesunden Tagen, lautet nicht so die Trauformel der Engländer? wenigstens versprach das Ihre verewigte Kronprinzessin Charlotte ihrem Gemahl. Nun ist Sir Harcourt krank – krank an seiner Seele, die doch mehr werth ist, als sein Körper.«

»O gnädige Frau, wüßten Sie, welche Mißhandlungen, welche Rohheit ich von ihm habe erdulden müssen.«

»Dulden Sie dergleichen nicht, vertheidigen Sie sich mit ruhiger Würde, aber halten Sie sich dadurch nicht erniedrigt, denn er mißhandelt und beschimpft sich selbst durch solche Roheit.«

»Aber kennen Sie nicht die Gewalt der Liebe?«

»Wie sollte ich ihren Zauber läugnen können; ich beklage Jeden, der ihn nie empfunden hat – er kennt keine Ahnung von den Freuden höherer Welten. Allein der mächtigen Stimme jenes Zaubers dürfen wir nicht folgen, wenn

er uns zu Rebellen gegen die Gesetze machen will. Ein dunkles und erhabenes Geheimniß ruht in jenem Gefühl; glauben Sie mir, Ulrike, es ist nicht in unserem physischen Seyn, aber in unsrer Psyche begründet. Es ist die Ahnung einer höhern Welt, die Sehnsucht nach einem vollkommenen Daseyn, die in einer jugendlichen Seele, vor der die Welt noch in einem rosigen Nebel gehüllt liegt, unter welchem sie Himmelsblumen verborgen wähnt, die Gestalt der Liebe annimmt. Darunter ist die erste Liebe so allgewaltig in der Menschenbrust. O Ulrike! ich fühle, was Sie leiden, ich kann die Größe Ihres Opfers fassen; aber es muß gebracht werden.«

»O Gott, was wird aus Walter werden, wenn er mir entsagen muß?«

»Hat er dazu die Kraft nicht, so war er Ihrer nicht würdig. Er werfe sich in die Arme seiner Kunst.«

»O, das hätte er an meiner Seite gekonnt, aber ohne mich wird er untergehen in seinem Schmerz«, rief Ulrike, heftig weinend.

»Sir Harcourt müssen Sie vor Untergang bewahren, mit ihm sind Sie vermählt. Theure Ulrike, wie kurz ist dies flüchtige Leben! Wollen Sie Ihre Seelenruhe, Ihr künftiges Heil einem kurzen, ungewissen Erdenglück opfern? – und gäbe es keinen Tröster mehr in Ihrer Noth?« Sie nahm einen goldenen Rahmen von ihrem Putztisch. Das Bild darin war ein gemalter Vorhang, der nach dem Druck einer Feder sich zurückschob, und eine Kopie des Weltheilandes mit der Dornenkrone, nach Raphael, strahlte Ulriken entgegen. Irdischer Schmerz, verklärt von himmlischer Liebe, sprach aus den reinen Zügen, Vertrauen zum Vater aus dem zum Himmel blickenden Auge. Ulrike sank tief ergriffen in ihrer Freundin Arme.

6.

Lebe wohl!

Wenn das Weib in dem Manne mehr die Liebe, mehr das Gebild ihrer Fantasie liebt, als ihn selbst mit seinen Fehlern und Schwächen, so ist dagegen die Liebe des Mannes zu dem Weibe mehr ein Stück seines Daseyns, und der Besitz der Geliebten unentbehrlich zu seinem Glück.

Diese Wahrheit sprach auch Walters grenzenloser Schmerz aus, als Baron Frankenstein ihn mit Ulrikens Entschluß, ihm zu entsagen, bekannt machte. Er wollte wie die Titanen den Himmel stürmen, allen Verhältnissen Trotz bieten und die Geliebte erkämpfen.

»Sie sind ein Rasender, aber kein Mann«, rief ihm Frankenstein zu. »Ist es etwa Ihre Hauptbestimmung auf Erden, in den Armen der Liebe glücklich zu seyn? Müssen Sie nicht als Mensch und Künstler der Welt nützen? Denken Sie an Van Dyk; er mußte, wie Sie, seiner ersten Liebe entsagen; Entsagung ist der Weg zu irdischer Größe und zu irdischer Zufriedenheit – zu irdischem Glück will ich nicht sagen, denn es giebt auf Erden kein dauerndes irdisches Glück, als nur für den, der beschränkten Geistes in beschränkter Sphäre lebt. Sie mußten Ulriken entsagen um Ihrer Kunst willen, und wäre Ihre Hand frei gewesen; nun aber wollen Sie sie, sogar gegen ihren Willen, ihrem Gatten entreißen, Gesetze, Welt, Menschen gegen sich aufbringen, sich in Sorgen und Elend stürzen, und allen hohen Schwung Ihres Geistes in der Alltäglichkeit des häuslichen Lebens verlieren. Fort, junger Mann, in die Welt, treten Sie Ihre Reise nach Italien an. Ihre unglückliche Liebe wird die Gegenstände um Sie her verklären und Ihr Herz beruhige sich mit dem Gedanken, recht gethan zu haben. Auf den Trümmern des Coliseums zu

Rom, im Golf von Neapel, im Serapistempel zu Puzzoli, im Isistempel unter Pompejis Überresten, werden sich große Gedanken Deiner Seele bemeistern, und sie über eine irdische Leidenschaft erheben. Magst Du immerhin bei Tasso's und Petrarka's Grabe um Deine Liebe klagen, und dir vornehmen, daß sie Dich wie jene beiden Unsterblichen erhöhen soll. Dem Manne wird es unendlich leichter, einer Leidenschaft Herr zu werden, als dem Weibe. Er kann sich in das irdische Leben stürzen, mit Eifer seine Bestimmung verfolgen; ihr bleibt kein Trost, als die Religion; aber sowohl Diese, als auch das eifrige Verfolgen der Bahn eines nützlichen Weltbürgers, welches ein Jeder unter jeden Verhältnissen werden kann, muss die Kraft seyn, die alles thörigte Beginnen und Begehren aus unserer Brust verjagt. Ich fühlte das lebhaft, als ich vor dem göttlichen Bilde stand, welches Lucas Giordane in der Kirche Sanct Philipps von Neri zu Neapel auf der innern Facade derselben, gemalt hat. Jesus steht mitten im Tempel, hinter ihm brennt eine Ampel so daß alles Licht von seiner Gestalt auszuströmen scheint. Er steht da als ein Ideal göttlicher Kraft. Die Ruthe in seiner Hand erscheint wie der Donnerkeil Jupiters gestaltet. Die Tempelstufen herab stürzen eine Menge kräftiger Verkäufer, alle voll Furcht und Zagen vor der Gewalt dieses Einzigen. Schafe, Rinder, Ziegen, Tauben, Stühle, Tische, Fässer, Körbe laufen, fliegen, poltern und fallen in höchster Verwirrung die Treppen herab; einige Verkäufer die nicht schnell genug die Stufen hinunter fliehen konnten, schwingen sich über die Treppenmauer. Unwillen spricht aus manchem Gesicht, aber aus keinem ein Gedanke an Widerstand.«

So fuhr Frankenstein noch eine Weile fort, die Wunder Italiens seinem Freunde zu schildern, um seinen Schmerz zu betäuben, und das Streben seines Geistes auf andere

Gegenstände zu richten; endlich fasste er den Entschluß, Ulriken nicht wiederzusehen. Er sah sie nicht wieder; aber als er einige Wochen später seine Reise nach Italien antrat, und unweit Potsdam abgestiegen war, um der schönen Gegend besser zu genießen, rollte ein Reisewagen, mit vier stolzen Engländern bespannt, bei ihm vorüber. Plötzlich, ohne sich bewußt zu seyn warum, fühlte er sich von einem ungeheuren Herzensschmerz ergriffen; da bog sich ein tiefer Hut aus dem Wagen, Walter glaubte in leisen Flöten-tönen ein: »Lebewohl« zu hören, und ein weißes Tuch flatterte ihm entgegen. Walter ergriff es, und erblickte in einem der schön gestickten Winkel den Namen »Ulrike«. Der Wagen war schon fern. »Nach Paris!« seufzte Walter. »Doch nein, Lebewohl!« rief er aus: »nach Rom!« Und drückte Ulrikens Tuch an sein Herz.

Carl von Hohenhausen

Untergang eines Jünglings von 18 Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Ärzte

unfortunate boy,
short and evil were thy days!
(Chatterton's life by Dr. Knox)

Carl von Hohenhausen wurde am 17ten Januar 1816 in Münster geboren, und mit unaussprechlicher Freude von seinen liebenden Eltern, die bereits zwei Töchter hatten, empfangen. – Wenige Stunden vor seiner Geburt eilte der Vater in der Nacht zum Arzt, und warf sich in frommen Gefühlen vor dem Dom der Stadt nieder, um eine glückliche Stunde für seine Gattin zu dem Allvater über den

schimmernden Sternen empor flehend. Er fand die liebevollste Erhörung in der Geburt des lang ersehnten Sohnes. In seinen ersten Lebensjahren übertraf die Zärtlichkeit des Vaters noch die der Mutter, und zu beider Elternfreude wurde das Kind bald kräftig und blühend. – Als der Knabe ein halbes Jahr alt war, veränderten die Eltern ihren Wohnort; eine Versetzung des Vaters im Staatsdienst, als Rath bei der Provinzial-Regierung, rief sie nach Preußisch-Minden. Dort erstaunte man über die Schönheit des lebhaften Kindes, das auf dem Arme seiner Wärterin Aller Blicke auf sich zog, über die immer blühenden Rosen seiner Wangen, die nie das Leben, nur der Tod gebrochen. – In den dunkeln Augen des Kindes schlief eine Welt unentwickelter Gedanken und Gefühle; ich konnte Minuten lang hineinschauen, während eine tiefe Sehnsucht sich meiner Seele bemächtigte. ...

Die unendliche Zärtlichkeit seines Vaters, der ihn nicht aus den Augen ließ, vermochte ihn, immer nach diesem zu rufen, wie andere Kinder nach der Mutter weinen; – selten machte der Vater einen Spaziergang, ohne daß das geliebte Kind ihn begleitete. – Einst als er mit seiner Mutter ging, ereilte ihn eine große Gefahr, gleichsam ein Vorgebilde seines späteren entsetzlichen Schicksals. Auf der großen Weserbrücke, deren Geländer damals ausgebessert wurde, sprach ich mit einigen befreundeten Frauen, die mir begegneten, als eine davon ausrief: »Ach, ihr Sohn!« Mit einem Schrei des Entsetzens eilte ich zu ihm, der sich von meiner Seite entfernt hatte und mit halbem Leibe aus dem zerstückelten Geländer hinabgebogen in die rauschenden Fluthen schaute. Ich hatte kaum die Kraft, ihn an seinen Kleidern zurückzuziehen, und dankte nachher Gott innig für die Abwendung eines entsetzlichen Unglücks, durch dessen theilweise Verschuldung es mir an Muth zum Leben, wie an Kraft, gemangelt hätte, meinem

Manne unter die Augen zu treten. Hätte ich damals ahnen können, daß 15 Jahre später der Jüngling verzweiflungsvoll auf derselben Brücke stehen, in dieselben Fluthen hinabschauen würde, Tod und Verzweiflung im Herzen! ...

Durch mein fortwährendes Augenleiden, welches das Eilser Bad nicht gehoben hatte, und andere Umstände bewogen, machten wir im Jahre 1820 eine Reise nach Berlin. Mancherlei Verhältnisse führten unsern längern Aufenthalt in der Residenz herbei. Ich lernte dort Rahel von Varnhagen kennen, mit der wir eine Sommerwohnung in einem Garten theilten, und bald wurden wir innig befreundet. Es war unmöglich, sie genau zu kennen, und sie nicht hoch zu achten und zu lieben. So groß und vielseitig ihr Geist auch gebildet sein mochte, ihr Herz ging doch über Alles. Sie erfreute sich auch meines Sohnes, den sie nur den »herzigen lieblichen Jungen« nannte, legte oft ihre kleine weiße Hand auf sein damals noch hellblondes Lockenhaar, ruhte mit ihrem dunkeln geistreichen Auge, das Welt und Leben schon durchschauete hatte, wohlgefällig auf dem heitern Kinde, und sagte dann immer: »Ach, wie schön ist der Knabe!« ...

Es versammelten sich damals viele schöne Geister an einem bestimmten Wochentage auch in unserem Hause; unter ihnen war H. Heine, der in Berlin mit seinen Studien auch seine poetische Laufbahn begann, und schon als aufblühendes Genie gefeiert wurde. Seine Gedichte waren bereits erschienen, und hatten durch ihre kühne Originalität sowohl, wie durch die unverkennbaren Funken echten Dichter Geistes, der sie beseelt, bei Manchen Staunen bei Vielen gerechte Aufmerksamkeit erregt. Seine beiden Trauerspiele, »Ratkliff« und »Almanson«, folgten. Das erste ist im Geiste der englischen Literatur gedichtet, den sich später auch die französischen Romantiker aneigneten; voller Scenen des Grausens und Entsetzens. Das zweite ist

ohne vorherrschende tragische Exaltation, weit edler gehalten; aber der Selbstmord spielt in beiden eine Hauptrolle. Wir lasen in unsern literarischen Abendgesellschaften auch Heines Erzeugnisse. Carl, der damals eine der Berliner Schulen für Knaben besuchte, die noch nicht zum Gymnasium reif waren, und bereits lesen und schreiben konnte, hörte aufmerksam zu; als aber sein Vater, bei der Vorlesung des Ratkliff, eine Stelle unversehens überschlug, sprang er lebhaft auf ihn zu und sagte: »Nein, nein, Vater, das kommt nicht, so heißt es nicht!« Wir erstaunten und erfuhren auf diese Weise, dass der sechsjährige Knabe schon Heines Trauerspiele leider nicht nur gelesen, sondern auch ganz in seine Phantasie aufgenommen hatte. Der Besuch des Theaters, den der zärtliche Vater ihm zuweilen und mit Auswahl gestattete, erfüllte seine Phantasie so sehr, dass er die Stücke nachher mit seinen Schwestern und mit Puppen von Papier nachspielte, die sie zu diesem Behuf ausschnitten und kostümierten; übergücklich machte ihn das Weihnachtsgeschenk eines kleinen Theaters. Liebende Eltern gewähren ihren Kindern nur zu gern das Vergnügen des Theaters, und es gibt fast kein anderes, was die jungen Gemüther in einen solchen Zustand des Entzückens versetzt; aber es ist ein süßes Gift, das diesen Rausch hervorbringt. Die Phantasie der Kinder wird leicht überreizt, die einförmige Wirklichkeit kleiner Freuden erscheint ihnen traurig und öde gegen diese wechselnde Theaterwelt. ...

Ich übersetzte damals viel von Byron; man nahm meine Übersetzungen mit Beifall auf, obgleich ich von den großartigen Schöpfungen des düstern Britten wohl nur die tiefe, heilige, schmerzliche Sehnsucht wiedergeben konnte, die ein poetisches Gemüth im Treiben der Welt empfindet, die es oft irre führt, und die nur die Unsterb-

lichkeit stillen kann. Ach, während ich die Werke des Briten übersetzte, blühte an meiner Seite, von mir nicht geahnt, in unserem Carl ein zweiter Byron auf, dem jene Sehnsucht in Verbindung mit einem spätern furchtbaren körperlichen Übel, das aber auch nur durch Übermaaß seines geistigen Strebens erzeugt war, ein frühes Grab bereitete.

Carls Temperament glich wie sich später zeigte dem Byrons; er war, wie dieser, sanguinisch-melancholisch; heiter von außen, düster von innen, dabei jeden Eindruck leicht aufnehmend, aber den traurigen, ernsten tief in sich bewahrend und verarbeitend. Dies Temperament begünstigt das Werden des Helden und Dichters, aber wer es besitzt, wird nicht lange leben auf Erden. Saturnus umschlingt mit glühenden Armen seine lieblichsten Kinder. Carl war Egoist, wie Byron, aber sein Egoismus war der des Helden, des himmelstürmenden Titanen – nicht der frivoler Genußsucht, irdischer Gewöhnlichkeit. Glühendes Verlangen nach den Höhen des Lebens, nach beiden Lorbeerkrönen theilte er mit Byron; aber Carl errang nur eine Dornenkrone und einen Cypressenkranz. – ...

Nach einigen in Berlin verlebten Jahren führte der Amts-Beruf meines Mannes uns nach Minden zurück, wo Carl dem glasigen Gymnasium übergeben wurde. – Er machte, nach angestrengter Überwindung der ersten Schwierigkeiten, in den alten Sprachen, bedeutende Fortschritte, so wie in Geschichte, Geographie etc., und leistete schon in seinem neunten Jahre viel im Plan- und Kartenzeichnen; eine mühsame Beschäftigung, die oft den blühenden spiellustigen Knaben, leider halbe Tage lang mit gekrümmtem Leibe am Zeichentisch fesselte. Wir fügten uns diesen Anordnungen, da Carl nicht unbedeutendes Talent zum Zeichnen entwickelte; auch späterhin gelang

es ihm immer mit wenigen Federstrichen ausgezeichnete Physiognomien treffend darzustellen. ...

Als jedoch der zwölfjährige Knabe zur Tertia übergang, entwickelte sich mehr der laute dreiste Ton des Lebens nach außen, so wie der in dieser Periode herrschende jugendliche Muthwille seiner Gefährten, hinter denen er nicht zurückbleiben zu dürfen glaubte, um nicht für einen Schwächling zu gelten. Ihr Jugendmuth vergaß sich sogar so weit, daß sie die Achtung gegen einen jüngeren Lehrer, der sich ihre Liebe nicht zu erwerben wußte, arg aus den Augen setzten, und da Niemand die Schuldigen, zu denen Carl nicht gehörte, entdecken wollte, so mußten ernste Strafen gegen die ganze Classe ausgesprochen werden; dennoch blieben die jungen Pelikaren fest, und es fand sich kein Verräther unter ihnen. Dieser Vorfall gab dem Vater Veranlassung, sehr eindringend darüber mit Carl zu reden, und wenn er gleich dem Gefühl der Ehrliebe, die den Verrath verschmäht, Gerechtigkeit widerfahren ließ, doch seinen Liebling darauf aufmerksam zu machen, in welche moralische Collisionen er sich versetzen würde, wenn er von seinen Lehrern zur Wahrheit aufgefordert, diese verleugnen müsse, um jenen Verrat zu vermeiden. Carl beteuerte, den Thäter wirklich nicht zu wissen, worauf der Vater, den Mißton des auftauchenden Zweifels an der gänzlichen Aufrichtigkeit jener Äußerung, im bekümmerten Herzen unterdrückend, sich darauf beschränken zu müssen glaubte, in Carl's Seele den Grundsatz auf das Sorgfältigste zu befestigen: Der Wahrheit stets und unbedingt treu zu bleiben.

Mit dieser Entwicklungsperiode des Selbstbewußtseins und der jugendlichen Kraftäußerung in der Rosenzeit des zum Jünglingsalter emporblühenden Knaben trat auch bei Carl das Interesse für die Schule und seine camaradlichen Verpflichtungen immer mehr hervor und dadurch die

Einfachheit des häuslichen Lebens mehr in den Hintergrund. Nur zu leicht verziehe Eitelkeit im Anzug und Haltung, die, wie der Unterricht im Tanz, Reiten, in Musik etc., das Jünglingsalter verfrüht, begünstigten die schuldlosen Galanterien der jungen Gymnasiasten, die schon mit Auswahl die schönen jungen Mädchen ihrer Bekanntschaft aufsuchten und begrüßten. Wir Eltern sahen in diesen harmlosen Äußerungen nur das erwachende Selbstgefühl und erfreuten uns des durch häufige körperliche Bewegung rasch heranwachsenden blühenden Sohnes, dessen ganze liebliche Erscheinung nur Ausdruck der Freude und des kräftigen Lebens, verbunden mit seinem Anstande, selbst von Fremden nicht unbemerkt blieb. Ein türkischer Kaufmann, der auf der Mindener Messe ausstand, und den Knaben, wenn er von der Schule kam, immer bei sich vorüber wandern und den jungen Mädchen, die aus einer nahen Mädchenschule hervorströmten, mit den zierlichsten Begrüßungen sich nahen »Courschneider! da will ich dir ein Fläschchen Rosenöl schenken, das macht angenehm bei den Damen!« Carl lehnte, voll Ehrgefühl, die Generösität des Türken ab, erzählte mir aber doch den Hergang mit nicht verhehlter Freude; ebenso unbefangen vertraute er mir seine Ansichten über die jungen Mädchen seiner Bekanntschaft. Er hing mit Bienenlippen an der heitern Gegenwart. Armer Jüngling – wie bald trübte ein Sturm die einzige glückliche Zeit Deines Lebens! ...

Hoch und schlank emporgewachsen, blühend und kräftig, stand Carl bei dem Antritt seines 15. Lebensjahres, als Schüler der obern Secunda, als ein herrlicher Jüngling da, die Freude und der Stolz seiner Eltern; von seinen Lehrern und Mitschülern geehrt und geliebt. Seine frühere Lustigkeit war in einen edlen männlichen Ernst übergegangen,

und dieser dämpfte auch seinen sonstigen Hang zu Zerstreuungen. Dagegen fing er an, mehr Antheil an den politischen Ereignissen der Zeit zu nehmen. Die Julirevolution bewegte ihn heftig, und später noch mehr der Kampf um die Nationalität der Polen; aber es wurde seine Teilnahme nur durch den sich dabei entwickelnden politischen Heroismus erzeugt; er war weit entfernt, sich ein politisches System zu bilden, oder dem Parteigeiste der Zeit zu fröhnen. Carl war liberal, cosmopolitisch erglühend für die Menschheit, dabei aber durchaus historisch nüchtern und entfernt von allen Auswüchsen der Demagogie. Der Fleiß des Jünglings war in dieser Zeit im höchsten Grade rühmlich, und gestattete ihm nicht, im Sommer 1830 auf einer Reise nach Pyrmont seine Eltern zu begleiten; öffentliche Anerkennung in dem gedruckten Schulprogramm über Fleiß und Talent in seinen Privat-Arbeiten erfreute ihn so sehr wie es uns beglückte.

Als wir Eltern nach einer kaum zehntägigen Abwesenheit von Pyrmont zurückkehrten, klagte die eine zurückgebliebene Tochter darüber, daß sie bei dem schönen Wetter gar nicht habe spazieren gehen können, weil der Bruder sie nie habe begleiten wollen, indem er von des Morgens sechs Uhr bis spät in der Nacht rastlos seinen Studien obgelegen und während der Ferien unausgesetzt gearbeitet habe. Die Eltern mißbilligten diesen übertriebenen Fleiß; Carl behauptete aber, solche Anstrengungen wären nothwendig, weil er zu Ostern die ersehnte Stufe als Primaner erreichen wolle. Kurze Zeit darauf klagte Carl über Kolik und heftige Obstructionen. Das Übel wurde von zwei Ärzten für unbedeutend erklärt, und durch einige angewandte Abführungsmittel bald scheinbar gehoben – aber es kehrte, anfänglich noch in ziemlich langen Zwischenräumen, immer wieder, und beunruhigte uns Eltern

sowohl, wie den Sohn, sehr. Man hielt diese Erscheinungen, so wie die frühere Anschwellung der Brustwarzen und die Unbehaglichkeit im Unterleibe – über die sich Carl zum ersten Male von hypochondrischer Einbildung erfüllt, als Vorboten eines Brustkrebses und Leistenbruchs sehr geängstigt hatte – für nichts als Symptome seiner Entwicklungsperiode, und beachtete sie daher nur als vorübergehende Spuren von Kränklichkeit. Auf Carl's Gemüth aber machten sie einen tiefen Eindruck, wie sein Tagebuch ergibt. Gegen mich sprach er sich nur einmal auf einem seiner Fragespaziergänge darüber aus, als gerade die Rede von den Schönheiten des südlichen Europa war: »Mutter«, sagte er, »wenn ich nicht krank wäre, ich bliebe nicht bei euch in dem engen Leben, die ganze Welt müßte ich durchwandern!« Ich lächelte darüber und wußte nicht wie tief dieser Äußerung empfunden wurde. ...

Im November 1832 klagte er einmal, aber nur gelegentlich, über Verwirrung seiner Denkkraft und Mangel des Gedächtnisses, auch über seine Gleichgültigkeit gegen alle Lebensfreuden. Wir suchten sofort ärztliche Hülfe, und mehrere Mittel, so wie Mineralwasser verschiedener Art wurden mit vorübergehendem Erfolg angewandt. Zum Versuch mit der Homöopathie wollte sich Carl ungeachtet des Vaters dringenden Raths, durchaus nicht verstehen. Carls sich immer gleich bleibendes blühendes Aussehen täuschte die Ärzte über die Wichtigkeit seines Übels, und sein finsterer unheimlicher Trotz erschien uns als ein Erzeugniß seines Alters, nicht seiner Krankheit. Daher wurden jene hypochondrischen Äußerungen durch sein Betragen so wenig bekräftigt, dass wir sie nur als ephemere Erscheinungen augenblicklicher Verstimmung betrachten konnten. Um diese Zeit war er sehr viel mit seinen Cameden zusammen. Fecht- und Schießübungen wurden

häufig gehalten. Jeden Abend sang und tanzte er mit seinen Schwestern, scherzte mit dem Vater, und benahm sich im ganzen durchaus als lebenskräftiger lebensmuthiger Jüngling, gleich allen seinen übrigen, nun bald mit ihm zur Universität abgehenden Cameraden. ...

Das Abiturientenexamen ging vor sich. Carl erhielt das lang ersehnte Zeugnis Nummer 1, und wir glücklichen Eltern wunderten uns, daß dieses erfreuliche Ereigniß so wenig dem finstern Ernst von seiner Stirn entfernte, als er mit edlem Anstande, aber kalt und lakonisch, mit ruhiger Bescheidenheit, dem übergelücklichen Vater, der ihn in seine Arme schloß, das Zeugniß mit den Worten brachte: »Hier Vater, hast du das Zeugnis Nummer 1 – ich habe es erhalten, aber nicht verdient.« Der Gebrauch des Hörster, mild auflösenden Mineralwassers, hatte Carl eine wesentliche Erleichterung gewährt. Sein körperliches Übel, wieder auf einige Zeit gehoben, trat in den Hintergrund, und zugleich der entsetzliche von uns nicht geahnte Entschluß, sich durch den Tod davon zu befreien. Wir hofften vieles für seine Gesundheit von der Reise nach der Universität Bonn, die zu Fuß unternommen werden sollte, von den schönen Rheingegenden, und dem selbstständigen Umhertummeln Carls in der Studentenwelt, an der er großen Anteil zu nehmen schien.

Als der geliebte Sohn an einem schönen Frühlingstage von unschied in einem eleganten Reiseanzug von grauem Nanking, eine grüne Schirmkappe auf dem Lockenhaar, einen zierlichen Reisesack auf dem Rücken, mit einem kräftigen Ziegenhainer ausgerüstet – war er ein so schöner und blühender Jüngling, wie je einer das elterliche Haus verließ. Hoch und schlank gewachsen, trug er seinen Körper mit dem edelsten Anstande; seine Gesichtsfarbe, höchst rein und klar, hatte fast einen italienischen Schim-

mer, auch seine dunkeln glänzenden Augen, von schwarzen langen Wimpern beschattet, schienen dem Süden Europa's anzugehören, ebenso wie die immer blühenden Rosen seiner Wangen. Sein reiches Lockenhaar war dunkelblond; an die schön gewölbte Stirn schloß sich eine gerade feingebildete Nase, die, ihre Spitze etwas erhebend, dem geistreichen feinen Gesicht, einen Ausdruck von Kühnheit gab ...

Als der Vater den scheidenden Sohn ans Herz drückte, sah ich eine dunkle Wolke über Carl's Gesicht ziehen. Ihr Ausdruck erschreckte mich; es schien nicht Wehmuth, nicht Schmerz – aber kaltes Entsetzen, starre Verzweiflung. Ich wollte ausrufen: »Carl, was denkst du jetzt?« aber die Wolke zerrann. Er dachte vielleicht, wie Byron dichtet:

Wenn aus dem Herzen, das die Trauer füllt,
Sich dunkle Schatten allzu hoch erheben,
Die Stirn sich wölbt, des Auges Thräne quillt
Und meine Züge Schmerzen überbeben,

So acht' es nicht; es wird vorüberziehn, –
Denn ihren Kerker kennen die Gedanken,
Zurück in meine Brust die Wand'rer fliehn
Und bluten dort in ihren stummen Schranken.

Ach! Wenn wir armen Eltern damals hätten wissen können, daß Carl in seiner Brieftasche alle Papiere führte, die Zeugen seines schrecklichen Seelenzustandes, seines entsetzlichen Entschlusses waren! ...

Mit Sehnsucht erwarteten wir das Ende des Winters 1833. Carls Briefe wurden selten, kalt, trocken. Wir befürchteten, er habe wohl zu tief sich in das Studentenleben ver-

senkt, waren aber im Voraus bereit, ihm jede leichte Verrückung liebevoll zu vergeben. Ostern erschien; mehrere Kameraden Carls kamen mit der Eilpost an. Er entschuldigte in einem kurzen Briefe, vom 20. März 1834, sich damit, daß er seinen nähern Freunden versprochen habe, mit ihnen zu Fuße nach der Heimath zu reisen, aber unfehlbar in fünf bis sechs Tagen nachkommen werde. Wir freuten uns seiner baldigen Ankunft; aber:

»Zwischen Lipp' und Kelcherand
schwebt der finstern Mächte Hand!« –

Mich quälten in der Osternacht furchtbare Träume: Carls Reisekamerad, Student R*, den wir gleichfalls eingeladen hatten, trat bei mir ein; ich fragte ängstlich nach meinem Sohne, und jener zeigte mir weinend einen Tottenkopf! Ich theilte den Inhalt dieses Traumes meinem Manne mit, der zwar das bekannte: »Träume sind Schäume«, erwiderte, aber doch schon früher sehr unruhig und bekümmert über Carls langes Ausbleiben gewesen war, ohne es aus Schonung für mich zu äußern.

Als bereits nach der bestimmten Zeit der Ankunft vier Tage in großer Besorgniß verflossen waren, erhielten wir am ersten April unerwartet die Nachricht, daß der Student Röben, mit dem Carl die Reise zur Heimath machen wollte, schon vor einigen Tagen durch Paderborn, mehr als zehn Meilen seitwärts von Minden, mit mehreren Reisegefährten gekommen sei, ohne daß Carl sich unter letztern befand. Diese Nachricht erfüllte mich wegen der Ungewißheit über das, was aus meinem Sohne geworden sein könnte, mit Schrecken und Entsetzen. Ich wollte in der ersten Bestürzung schleunigst nach Bonn reisen, wo ich Carl krank wähnte. Mein Mann hoffte indessen noch immer, daß Carl, der in abweichender Richtung von jenen

Reisegefährten die letzten Märsche machen mußte, vielleicht durch das schlechte Wetter aufgehalten, unverzüglich bei uns anlangen werde. Diese Ansicht und die jede Besorgniß vor Krankheit entfernende Äußerung jener rückkehrenden Studenten, im treuherzigen Burschenton: »Hohenhausen ist ein tüchtiger Kerl geworden!« – bestimmte uns leider, – so hängen die wichtigsten Schicksale der Menschen oft an einem kaum sichtbaren Faden, – den Gedanken an eine Reise nach Bonn – vielleicht das einzige noch mögliche Rettungsmittel – aufzugeben; indem wir den Vorstellungen Raum gaben, daß Carl nun wirklich an letztem Orte wohl noch verweile, und daß er vielleicht irgendetwas begangen habe, was ihn hindere, sich seinen Eltern zu stellen; das Gerücht sprach von einigen Duellen – von seiner (wirklich Statt gehabten) Verwundung – auch konnte er in Schulden gerathen sein. Nicht ohne das Gefühl bitterer Kränkung ergriff ich die Feder, um an den geliebten Sohn zu schreiben. Nicht wegen seines Leichtsinns zürnte ich ihm, da der so oft ein jugendliches frohes Gemüt beschleicht; aber um seines Mangels an Vertrauen zu seinen Eltern, um der Verheimlichung seiner Lage willen. Ach! Ich ahnte nicht, daß er viel Schrecklicheres als Leichtsinn uns nun schon so lange verborgen hatte! Auf jeden Fall glaubten wir, ein treugemeinter Brief würde Carl weit weniger Strafen, ihn viel eher sich zurechtfinden lassen, als die persönliche Erscheinung des Vaters oder der Mutter. Ich schrieb ihm daher am 2ten April den zärtlichsten liebevollsten Brief, nur Klagen über sein unerklärbares Ausbleiben, keine Vorwürfe, verhiess ihm die Bezahlung aller seiner etwaigen Schulden, fügte eine nochmalige Anweisung auf Reisegeld bei, und der Vater, der letzteres noch erhöhte, die Worte: »Komm nur, komm mein lieber Sohn, dann ist alles vergessen und vergeben!« schließend mit dem lateinischen Denkspruch:

Quidquid agis,
Prudenter agas
Et respice finem!¹

Diesen Brief, welcher an den Hauswirth in Bonn couvertirt war, für den nicht unwahrscheinlichen Fall, daß Carl schon abgereis't sein möchte, übergab jener gleich meinem Sohne, der von einer Fechtübung bei seinen Cameraden abgerufen ward, mit dem Anerbieten, »daß ihm so viel Reisegeld zu Dienste stände, als er verlange«. Carl lehnte erröthend dies Anerbieten ab, und las, auf sein Zimmer zurückgekehrt, den Brief thränenden Blicks und nicht ohne sichtbare Bewegung, welche seiner treuen Aufwärterin nicht verborgen blieb. Sie, die früher Zeuge von dem Zureden der Cameraden Carls gewesen war, die Reise nach der Heimath mitzumachen, die dieser immer abgelehnt; die schon mehrere Abende zuvor gesehen hatte, daß er Kugeln gegossen, einige Messer dolchartig spitz geschliffen und auf die Frage, wozu er sie gebrauchte, geäußert hatte: »Er wolle damit etwas in Holz ausschneiden« – warf sich in banger Besorgnis zu den Füßen des Jünglings und beschwor ihn, der Angst seiner Eltern ein Ende zu machen, mit den Bitten: »Ach, Herr von Hohenhausen! Verschieben Sie doch nicht länger ihre Abreise und schreiben Sie gleich noch heute, daß sie kommen wollten!« Kurz und heftig sprach Carl: »Stehen Sie auf, ich kann das Knien nicht leiden! Ich will nach Minden gehen, aber ich kann nicht sogleich.« Er schrieb uns auch wirklich auf der Stelle, ach! den letzten – Brief in wenigen Zeilen:

¹ Was Du auch beginnest, thue es mit kluger Vorsicht, und bedenke das Ende!

»Liebe Eltern! Mit großer Bekümmernis und innerem Vorwurf habe ich Euren Brief gelesen. Ich dachte nicht, daß ihr meiner wegen so in Sorgen wäret; eine unvorsichtig mir zugezogene Unpäßlichkeit¹ hielt mich ab – in Geldverlegenheit bin ich nicht; ich folge diesem Briefe auf dem Fuße!«

Der Hauswirth verfügte noch einige Zeilen hinzu, daß mein Sohn unpaß gewesen, aber bei aller Pflege völlig wiederhergestellt sei; er ihn auch mit allem Nöthigen zur Reise versehen wolle. Dieser Brief wurde auch wirklich zur Post gebracht, angeblich von Carl selbst, gegen dessen Gewohnheit.

Carl bestellte nun für seine Rückkehr zum Abend bei seiner Aufwärterin ein Fußbad, welches er schon mehrere Abende begehrt hatte, mit dem Zusatze: »Bringen Sie mir auch zwei Lichter, ich habe noch viel zu schreiben.« Er hatte sich noch in den Studenten-Verein seiner westphälischen Landsleute begeben, wo er heiter und witzig gewesen, gegen 10 Uhr aber, über Kopfweh klagend, sich nach Hause verfügt.

Hier angelangt, hatte er sich des Fußbades bedient und reine Wäsche angelegt, übrigens, ganz freundlich grüßend, seinen heimkehrenden Hausburschen, wie gewöhnlich, gebeten: ihm noch etwas auf der Violine vorzuspielen.

Sodann hatte man ihn Stunden lang mit weiten Schritten in dem Zimmer auf und nieder gehen gehört, bis die nächtliche Stille eingetreten. Er hatte sich nun entkleidet zu Bett gelegt, umgeben von seinen Tagebüchern, und

¹ Ein starker Hieb in die Schulter, den Carl im letzten Duell erhielt.

seine Briefschaften versiegelnd, die man am andern Morgen nebst einem aufgeschlagenen griechischen Neuen Testament neben den kreuzweis gelegten Messern und der Pistole fand.

Nachts gegen Drei wurden die Hausgenossen durch einen heftigen Knall aus dem Schlafe geschreckt!

Ach, der unglückliche Jüngling war unterlegen; – er hatte sich die Kugel mitten durchs Herz geschossen!

Hier entsinkt die Feder meiner Hand; wir armen Eltern!
Unser irdisches Leben ist mit dem schwarzen Schleier unauslöschlicher Trauer umzogen!



Porträt Carls von Hohenhausen, Vorsatz des Buches.

Reiseliteratur

Minden und seine Umgebungen

Lage der Stadt. – Historische Notizen. – Gebäude. – Nahrungszweige der Einwohner. – Bevölkerung. – Wissenschaften und schöne Künste. – Geselliges Leben. –

In einem fruchtbaren Thale an einem schiffbaren Strome, im Angesicht der herrlichen Porta Westphalika liegt umschlossen vom reizenden Wesertal Minden, nach Münster, die bedeutendste Stadt der Provinz. Eine Bergkette mit malerischen Abstufungen, der berühmten Bergstraße, bis auf ihre Ruinen sehr ähnlich, begrenzt die Hälfte des Horizonts; die andere Hälfte, wohin die Weser dem Meere zu strömt zeigt eine unabsehbare Fläche mit Städten, Flecken und davon, mit Wiesen und fruchtbaren Feldern bedeckt; der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der 1650 in Minden war, versicherte, nie eine reizendere Gegend gesehen zu haben. Vor Alters nannte man die Stadt Minnen und verband vielleicht damit dem Begriff der Minne oder Liebe; ob nun Minden damals, wie Paphos, Citheren geweiht war, oder ob man durch diese Benennung die Anmuth der Gegend bezeichnen wollte, bleibt unentschieden. Kaiser und Könige haben ihre Schönheit geehrt, wie die Geschichte erzählt. Zur Zeit des fünfzehnten Bischofs von Minden residirte Kaiser Konrad der Zweite, mit seiner Gemahlin und dem ganzen Hofstaat, zwei Jahre lang hier, wovon die Ritterstraße, weil dort des Kaisers Ritter wohnten, ihren Namen behalten hat. – Der Kaiser hielt hier 1026 einen Reichstag, auf welchem sein Sohn Heinrich der Dritte zum römischen König gesalbt

wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde Adolph von Santesleve ein Günstling des damaligen Bischofs Sigismund in den Grafenstand erhoben. – Adolph erbaute die jenseits der Mindener Bergkette romantisch gelegene Schaumburg und ward der Ahnherr dieses Geschlechts.

Eine berühmte Königin und Abentheurerin hat in Minden auch eine Nacht, 1653, zugebracht, Christine von Schweden, welche im strengsten Inkognito in männlicher Kleidung hier ankam und dann über Münster nach den Niederlanden zog. Im Jahr 1523 war Kaiser Karl der Fünfte mit seiner Gemahlin in Minden. ...

Die Palläste und Herrenhäuser von Münster vermißt man hier; nur am Markte, einem ziemlich regelmäßigen großen Platze, und auf dem Kamp stehen einige gute Häuser, neben anderen im gotischen Geschmack mit unendlich hohen Giebeln, welche nicht gehörig ausgebaut, und doch zum Theil schon verfallen. Die oberen Fenster sind Dach-Lucken und die große Seltenheit der Quartiere, erregt den lebhaften Wunsch, diese Häuser bald ausgebaut zu sehen. Sollte die Festung einst belagert werden, so würde die Stadt durch fehlerhafte Bauart und enge Straßen sehr leiden

Einen erfreulichen Kontrast, mit den schlechten Gebäuden, bildet die herrliche Weserbrücke, der Magnet aller Spaziergänger; sie ist 600 Fuß lang und 24 breit, leider aber durch die Franzosen im Jahr 1813 verstümmelt, die bei ihrer Flucht 2 Pfeiler sprengten, die nun durch Holzüberwurf ersetzt sind. Damals gaben zwei Mindener Bürger, Fleschenträger und Kütemeier, schöne Beweise des patriotischen Muts; der Erste stieg mutig in die Höhlung der Brücke, wo die brennende Lunte lag, der andere trug Wasser zu, die Lunte zu löschen. Leider wurde dies Beginnen bald entdeckt. Mit Lebensgefahr mussten die Braven flüchten, und die Brücke ward vernichtet. Aber der kühne

edle Wille blieb nicht unbelohnt. Unser König verlieh beiden Bürgern das allgemeine Ehrenzeichen zweiter Klasse.

...

Auf der Weserbrücke zeigt sich die Gegend in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Man steht der Porta gegenüber, woraus der glänzende Strom durch grüne Wiesen und lachende Ufer rasch seine Fluthen wälzt; auf der einen Seite erblickt man die ganze malerische Bergeskette, die sich westlich nach Osnabrück hin, und südlich neben Bückeburg und Rinteln hinaus nach dem Harz zu in lichtblaue Ferne verliert, mit dem dunkelhervortretenden Harrelberg, auf der anderen Seite die unermessliche Ebene, die von hier bis zur Nordsee reicht. Staunen und Entzücken fühlt ein jeder, der zum erstenmal diese Brücke betrat....

Unter den 6 Kirchen in Minden ist der alte Dom am merkwürdigsten, der im Jahr 803 von Karl dem Großen, an der Stelle wo Wittekind's Schloß stand, erbaut ward.

Als Kaiser Heinrich der Vierte 1062 hier war, spielten die kaiserlichen Diener den Bürgern übel mit. Diese setzten sich zur Wehr und Tags darauf loderte die Domkirche in Flammen auf, mit allen Kostbarkeiten, womit Karl der Große und der neubekehrte Sachsenkönig, Wittekind, sie schmückten. Kaiser Heinrich der Vierte schenkte den Buslinger Hof, im Engerschen Distrikt gelegen, dem Kapitel zur Entschädigung. Papst Alexander bestätigte die Schenkung durch eine Bulle.

Der neu erbaute Dom hält in der Länge 100, in der Breite 30 bis 40 Schritte. Dieses große Gebäude ist von Quadersteinen, von majestätischer Architektur, und ruht auf 12 großen Säulen: sein Grund ist morastig, darum steht es auf Pfeilern von Holz, die im Wasser durch die Zeit versteinert, fest wie Eisen geworden sind. Auf beiden Thürmen sind 12 Glocken. Der Hochaltar ist von Marmor mit römischen Säulen. Die Statue des heiligen Antonius, der

ein Kind herzt, ist ein Meisterstück. – Die häufig in der Kirche angebrachte Relief-Arbeit in Holz, gibt gleich einem Gemälde, Schatten und Licht; schade dass uns diese Kunst verloren ging. Das ewige Licht flammt in einer silbernen Lampe, die 1713 Freiherr von Nehme der Kirche geschenkt hat. Die um den Hochaltar hängenden Ölgemälde, bedecken Reliquienschränke; da die Gemälde sehr verwittert sind und man ihre Meister nicht kennt, so lässt sich ihr Wert nicht bestimmen, aber sie zeigen dem Auge edle Gestalten, schöne Perspektive, architektonische Fülle; sie stellen sämtliche gräßliche Martern vor, die die ersten Christen von den Heiden erdulden mussten. Eins scheint sehr merkwürdig, es zeigt uns die Porta und Minden; ein Mann in Rittertracht wandelt im Vordergrund, oben in den Wolken steht die heilige Jungfrau mit Palme und Märtyrerkrone, und Engel knien um sie her. Wahrscheinlich bezieht sich dieses Gemälde auf die Bekehrung der Einwohner zum Christentum. – Andere sind aus den Zeiten der Reformation, wo die Stadt, ein Mitglied des Schmalkaldischen Bundes, viel gelitten hat. Das von Fiorello in seiner Geschichte der zeichnenden Künste erwähnte Gemälde, eine Jungfrau auf der einen, den Tod auf der anderen Seite vorstellend, ist nicht mehr vorhanden. Die Chronik erzählt: dass im Jahr 1519 Bischof Johann von Hildesheim im Namen der Jungfrau Maria, als seiner sonderlichen Patronin und Beschützerin, das Stift Minden angegriffen; »Eben in der stillen Wochen, dass er bei dem Blutvergießen im Stift Minden, sich des Leidens Christi erinnern könne!« Ein Denkmal des Fanatismus der damaligen Zeit. ...

Die Gesellschaft in Minden bildet sich aus den Gliedern des Regierungskollegiums mit ihren Familien und dem anwesenden Militair. Im Winter sind die geselligen Zirkel häufig; außer der sonntäglichen Ressourcen-Gesellschaft,

die zu Tee, Spiel und Souper alle 8 Tage, und zum Balle alle 14 Tage zusammenkommt, ist Freitags nach dem Konzert Assemblée bei dem Herrn Regierungs-Chef-Präsidenten Frhr v. d. Horst, der in seiner mit vollendeter Eleganz und jedem Reitz der Bildung geschmückten Wohnung, mit ritterlicher Gastfreiheit jeden Fremden empfängt. Die Privatgesellschaften nähern sich in Geschmack und Kleiderluxus dem Großstädtischen, ohne dessen Überladung zu theilen; in kleinern Vereinen werden Vorlesungen aus unsern klassischen deutschen Dichtern gehalten, oder Musik verbreitet ihren Zauber über ihre Geweihten. Die Bälle, die der General v. Schwichow, der Chef-Präsident und zuweilen einige der Regierungs-Mitglieder geben, athmen ungezwungenen Frohsinn. Auch die »Harmonie-Gesellschaft«, der Honoratioren der Stadt, gibt Bälle und Konzerte für Mitglieder und Fremde. – Die geweihten Hallen der neu erbauten prächtigen Freimaurer-Loge »Wittekind zur westfälischen Pforte« gewähren ausnahmsweise auch für Uneingeweihte durch Musik, Gesang und Tanz schöne Erholungen, wobei das Opfer der Wohltätigkeit für Nothleidende nie vergessen wird ...

Eine eigene Unterhaltungs-Zeitschrift, das beliebte Sonntagsblatt, vom Herrn Hofrat Doktor Meyer redigirt, als Arzt und Dichter rühmlich bekannt, verdankt Minden dem Sinn für Litteratur und Geschmack seiner Einwohner, denen die Gaben der Musen und Grazien nicht fremd sind ...

Nicht wie in Münster, bildet hier der Adel eine besondere Klasse der Gesellschaft; – überhaupt neigt sich Minden weit mehr den Verhältnissen der größeren deutschen Städte hin; derselbe Hang zum Frohsinn, zur Litteratur, zur äußeren Eleganz, deren Kosten durch Mäßigkeit des Tisches und der Haushaltung gedeckt werden. – Liebe zu

Tanz und Geselligkeit, weniger zu Kartenspiel und Schmausereien, im Sommer die Unmöglichkeit zu Hause zu bleiben, ist hier, wie in Berlin, Hamburg etc. offenbar für alle Klassen vorherrschend. – Aber es kann auch schwerlich eine Stadt geben, deren Umgegend mit mehrerer Gewalt den Menschen zuruft: Heraus! Hinaus ins Freie! – Außer den nahe gelegenen Vergnügungsortern: die Grille und schattige Klus, die Masch, Brunswikslust etc. sprudeln in geringer Entfernung viele bekannte Heilquellen und laden zur Gesundheit und Freude ein, Bad Eilsen liegt 3 Stunden von Minden, Bad Stadthagen 5, Nenndorf 7, Pyrmont 12 Stunden. Die neuen Brunnen- und Badeanstalten zu Fisel und Vlotho nur 3 bis 4 Stunden, auch Rehburg ist nicht fern, und Bückeburg, diese freundliche Stadt, die selbst die Vorzüge einer Residenz im Kleinen genießt, ist nur zwei Stunden von Minden. – Dort lebt ein humaner Hof ohne steifes Zeremoniell; der reizende Schloßgarten, eine wohl erhaltene Orangerie, und ein schöner Blumengarten stehen jedem Fremden offen. ...

Minden hat an 6000 Einwohner, die sich, außer den Beamten etc. vom Handel, Schifffahrt und Gewerben nähren. Die Bevölkerung ist aber gewiss sehr im Steigen, denn wenig ist diese Stadt von ansteckenden Krankheiten heimgesucht, und ein Kindersegen, wie in der Schweiz, wimmelt in allen Straßen.

Verschönerung der baulichen Anlagen wetteifert mit dem Bestreben der Einwohner sich durch Talent und Fleiß redlich zu nähren. Ungekünsteltes, biederer Betragen, das Erbteil der guthmütigen Westphälinger, und ausgezeichnete Vaterlandsliebe, sowie treue Anhänglichkeit an das preußische Regenten-Haus, sind die hervorstechenden Züge des National-Charakters.

Die Westphälische Pforte

Die wellenförmige Gebirgskette, die den halben Horizont von Minden umfängt, ist in ihrer Mitte bis auf den Grund geteilt, doch nicht so pitoresk, wie sich vielleicht die Phantasie die westphälische Pforte vorstellte. Manche denken sich unter der Pforte ein Thor, grade breit genug für den Weserstrom, und die Berge senkrecht, wie Pfeiler gespalten; aber diese sind allmählich geebnet und der Zwischenraum ist wohl eine Viertelstunde lang; nicht nur die Weser, sondern auch breite Ufer mit fruchtbaren Äckern haben Platz in der Pforte. Wer sie zuerst mit seinem Phantasiebilde verglich, besonders auf der Straße von Herford her, der findet oft seine Erwartung getäuscht und glaubt, so haben die Berge von Anfang an stehen können, ohne einer Spaltung zu bedürfen. Aber ist dies Phantasiebild durch die erhabene Wirklichkeit verwischt, so findet ein jeder, daß der Anblick der Porta doch nun so schöner und erhabener ist, als man sie dachte. Dafür, daß sie ein Werk empörter Naturkräfte war, spricht die Bemerkung der Mineralogen, die dieselbe Art von Erdschichten etc. auf beiden Bergen entdeckten. Der eine dieser Berge am rechten Weserufer heißt der Jakobsberg, ehemals der Antoniusberg oder Tönniesberg, weil auf dessen Gipfel eine Kapelle, diesem Heiligen geweiht, stand. Dem harmlosen Frieden eines alten preußischen Invaliden, der auf dieser Bergesspitze einsam mit seiner Gattin lebte, setzte man ein Denkmal durch die Änderung des Namens. Der Alte hieß Jakob, erlebte lange Jahre dort oben und sah ruhig in den glänzenden Strom hinab, und zur Ewigkeit hinauf; zerstreute Weinreben auf dem Gipfel des Berges, zeugen von seinem Bestreben der Welt noch nützlich zu seyn. Er hatte die Freude von Friedrich dem Großen Dank für seine Trauben zu erhalten, und gar manchen Bergsteiger soll er

erquickt haben. Der Berg ist von der Hälfte an mühsam zu ersteigen, weil durch die vielen Steinbrüche alle Pfade verschüttet sind, und man sich durchs Dickicht hindurchwinden muss; aber die herrliche Aussicht oben entschädigt für alle Mühe.

Der Weserstrom mit seinen reizenden Schlangenkrümmungen ist weithin zu sehen, der andere Pfeiler der Porta, der Wittekindsbarg, steht in schöner italischer Form uns entgegen. Minden mit seinen hohen Thürmen glänzt in der weiten Ebene, und jenseits der Porta verwandelt sich das Tal in eine amphitheatralische Gebirgsgegend. Eine erfreuliche Abwechslung bildet das mannigfaltige Grün der Bäume, Felder und Wiesen dieser kleineren Berge und Thäler, von Kirhdörfern und einzelnen rothdachigen Gebäuden besät; und an das Alterthum mahnend, steht der Wittekindstein, ein ansehnliches Gebäude, ursprünglich von dem erhabenen Sassen-Herzog gegründet, am Fuße des Berges, der auch seinen Namen führt. Im Thale liegt das freundliche Städtchen Hausberge, das seine Benennung von einem ehemaligen hier gelegenen Schlosse, Haus zum Berge, angeblich von Wittekind gegründet, erhielt. Es liegt auf dem reizendsten Punkte der ganzen Gegend, und jeder Vorüberreisende muß den Wunsch empfinden, in seinen Schatten auszuruhen. ...

Die Weser entlang kommt man bei manchem freundlichen Dörfchen vorüber, nach Gernheim, hier ist man in der unermeßlichen Ebene, und wie blaue Wolken schließen die schon fernen Berge der Porta sich an den Horizont. — Eine bedeutende Glashütte steht hier, deren Hauptabsatz nach Portugall geht. Der Boden weit um die Fabrik her ist schwarz von den Steinkohlen, die zum Schmelzen gebraucht werden. Beim Eintritt erinnert man sich an Fridolin und den Eisenhammer, sprühende Flam-

men erblickt man durch die Öffnungen der Glutöfen, dicke Rauchwolken wirbeln in die Höhe. Hier steht ein Arbeiter, dort wieder einer und hält ein Stück glühender Lava an der hohlen Eisenstange; er bläst, die Lava gestaltet sich zur glühenden, durchsichtigen Masse; ein zweiter Arbeiter gibt ihr mit glühenden Eisenstäben die beliebige Form, und in höchster Eile wandert nun das Gefäß in die dunklere Glut des Kühllofens. Die Arbeiter, Cyklopen ähnlich, arbeiten 12 Stunden von 24, von 2 Uhr mittags bis 2 Uhr nach Mitternacht, dann ein kurzer Schlaf, ein Umherwandeln mit Weib und Kind in Gärtdchen und Haus, und schon wieder schlägt die Stunde zur rastlosen Arbeit am ewigen Feuer.

Kaum begreift man wie Menschen diese Existenz wählen konnten; aber diese Arbeiter sind fast alle Thüringer, und dort auf jenem eisenreichen Boden, zwischen den unendlich vielen Stahlbergwerken, Eisenhütten, Schmiedehämmern, deren Schall das Murmeln jedes Baches begleitet, wohnt ein wahres Cyklopengeschlecht, ihnen ist nur wohl, bei Hammerschlag und Feuersglut. An Letztere sind die Arbeiter der Glashütte so sehr gewohnt, dass sie im heißen Sommer einheizen müssen.

Weiter seitwärts hinaus in die Ebene liegt die Stadt Petershagen, deren Schloß die ehemalige Residenz der Bischöfe war, auf einem sanften Hügel an der Weser, die den Fuß seiner Thürme netzt, daneben liegt der jetzt trockene Hafen, welches auch auf die, vor Zeiten, weit beträchtlichere Schifffahrt deutet. Der Sitz der Regierung war einst in Petershagen bis 1580, wo hier die Pest wütete, und die Regierung nach Minden verlegt wurde.

In den Dörfern um Minden herrscht durchgängig Westphälische Einrichtung. Der Hausflur ist Küche und Wohnstube, Rauchfang, Tenne und Vorplatz der Ställe; Schornsteine sind nirgends vorhanden. Schwer hält es den

Süd-Deutschen, den Hessen, den Brandenburger, bei denen Bauern in netten reinlichen Stuben wohnen und zu den Viehställen über den Hof gehen, zu überzeugen, dass diese Wohnart die bessere sey. Die große Bequemlichkeit der Nähe aller Geschäfte, befördert Trägheit, Unreinlichkeit und Arbeitsscheu: denn gewiß vollbringen diese westphälischen Bauern nicht mehr als solche, die blos in Stuben wohnen, und sind wohl in der Regel entfernter von der Humanität als jene, wenngleich bei ihnen sich die Ursitten und die Altplattdeutsche Sprache länger unvermischt erhielten ...

Natur, Kunst und Leben

Erinnerungen, gesammelt auf einer Reise von der Weser zum Rhein und auf einem Ausfluge an die Gestade der Nord- und Ostsee

Teil I

... Unsere Ungeduld, Frankfurt zu erreichen, ließ uns auch hier nicht lange verweilen; wir freuten uns herzlich, als wir nur endlich den Horizont dieser herrlichen Stadt, das Taunusgebirge, mit dem himmelhohen Feldberg und Altkönig und den Ruinen von Königstein, Kronenburg und mehreren Trümmern aus der Römerzeit erblickten, – nach und nach entfaltete sich die weite fruchtbare Ebene mit dem Mainstrom, den vielen prächtigen Landhäusern, Gärten, Wäldern von Obstbäumen, endlich die schöne große Stadt, durch die wir rasch hindurch in meines Vaters Sommerwohnung fuhren.

Von der Freude des Wiedersehens begeistert, weidete ich mein Auge an der schönen Landschaft, die man aus den Fenstern des Landhauses erblickte, und im Garten ward mir, als sey ich plötzlich nach dem Süden versetzt, so mild säuselten die Lüfte durch Akazien und Platanen, und ganze Felder mit Reben bepflanzt, ein bei uns unbekannter Anblick, gewährte mir die frohe Überzeugung, daß ich nahe dem ersehnten Wein- und Flußgott, dem ehrwürdigen Vater Rhein, wohne.

Zweiter Brief

Frankfurt. Leben und Weben daselbst, Gesellschaften, Kunstgegenstände, Unarten des Zeitgeistes – Landpartie.

In Frankfurt gab es so viel zu sehen, so viel Besuche zu machen, zu empfangen, so viel Assembleen zu besuchen, daß Langeweile und Ruhe uns nichts anhaben konnten; es war gerade Messe, und der lebendigste Verkehr, der oft zu betäubendem Geräusch wird. ...

Bei Herrn v. Bethmann speisten wir einen Mittag in seiner eleganten Wohnung vor dem Friedberger Thore. Seine Gattin war verreist aber Madame Bethmann, die Mutter, eine würdige unterhaltende Frau, zugegen; sie hat das Unglück blind geworden zu seyn, und hohe Achtung verdient die Aufmerksamkeit, die ihr Sohn ihr widmet; er führt nie eine andere Dame wie sie zur Tafel und von da zurück, und immer sind sie das erste Paar, auch ist er bemüht ihr alles Heitere des Lebens zu verschaffen, was mit geschlossenen Augen kann empfunden werden. Die Einrichtung des Bethmannschen Hauses ist sehr schön. Wir speisten in einem einfach dekorierten Zimmer mit Säulen;

auf der Tafel standen, auf einem silbernen Plateau, drei Orangenbäume; die Speisen waren köstlich; die feinsten Weine wurden herumgereicht, während nach französischer Sitte eine Karafine mit Wasser und eine mit Rheinwein, hier der allgemeine Tischwein, den man aus kleinen Biergläsern trinkt, stand. Der Champagner kam in Eis; beim Servieren herrschte die größte Stille, Ordnung und Geschwindigkeit; (wahrlich keiner dieser gewandten Laquaien hätte, wie jener in Vossen's »Hamburger Schmauß«, die Austerbrühe auf daß feuerfarbene seidne Kleid der Mamsell gegossen, so das unermesslicher Aufruhr entstand); man mußte auf die Idee gerathen, von Unsichtbaren bedient zu werden. Nach der Mahlzeit kamen mehrere Diener mit krummen Bürsten und nahmen vor jedem Gaste die Brodreste und Krumen weg, so daß die höchste Nettigkeit immer beachtet wurde; dann folgte ein prächtiges Desert, wobei, wie natürlich, die Trauben eine große Rolle, für mich die Nordländerin die größte, spielten. Ganz zuletzt wurden Zahnstocher gereicht und jeder Gast erhielt ein dunkelblaues Glas voll lauwarmen Wassers mit einem Spülnapfe, – ein Glück, daß ich die »Reise eines Gallamerikaners nach England« gelesen hatte, – ich ahnte seine Bestimmung, und wirklich wusch auch unbefangen ein jeder der Gesellschaft sich die Hände, räusperte, spülte den Mund rein mit eben der Ungezwungenheit, wie wir Norddeutschen in unserem Morgenzimmer; auch ich bequemte mich dazu doch so verstohlen wie möglich, da ich das Gefühl der Widerlichkeit dieser großstädtischen Sitte nicht überwinden konnte.

Nach Tische gingen wir in ein anderes Zimmer, wo Caffee und nachher Eis serviert wurde; dann durchstrichen wir den schönen Bethmannchen Garten und traten in das Landhaus, wo Danneckers Ariadne aufgestellt ist. ...

Durch eine Seitenthür traten wir ins Allerheiligste, wo das Meisterstück der Neuern sich unsern staunenden Blicken zeigte. Ariadne, eine hohe göttliche Gestalt, auf dem kolossalen Panther. Das Licht fällt durch karmoisinrothe Vorhänge auf die Statue und übergießt sie mit einem fleischroten Schein; man glaubt die Gestalt müsse leben, sich erheben. Das Bild ruht auf einem Gestell, was sich rundherum drehen läßt, damit man das Kunstwerk von allen Seiten beschauen kann. – Sie ist schön, wunderschön; aber die höchste Kunst in der Skulptur hat dennoch keine Seele, weil das lebendige Auge fehlt. Unendlich mehr als die Skulptur zieht mich die Malerei an; über das Warum? gab eine Bemerkung des Herrn von Bethmann mir Aufschluß, er sagte: »die Skulptur gehört dem Heidenthume an, die Malerei dem Christenthume, dort das Materielle, hier das Geistige; so wie das Christenthum stieg, sank die Skulptur.« Jetzt, wo sich letztere wieder hebt, scheint es mir Frevel, die umgekehrte Schlussfolge als richtig anzunehmen. Die Kunst erhält wohl mannigfache Impulse durch die Religion, aber nie wird Letztere die Grundbedingung ihrer Wirksamkeit, die vielmehr zunächst als Produkt der individuellen ästhetischen Bildung eines Volkes sich darstellt. ...

Es ist sehr erfreulich in Frankfurt zu gewahren, daß die reichen Kaufherren so viel Sinn für Künste und Wissenschaften haben, daß sie ihr Gold Ihnen zum Opfer bringen. – Bethmann kaufte die Ariadne für 10.000 Rthlr. Banquier Städtel gründete eine ausgezeichnete Gemäldesammlung zum Unterricht und Bildung junger Künstler, und wies ein ansehnliches Kapital zu ihrer Fortsetzung an. Die Nachkommen des Banquiers Brentano sind sonst alle in den Gelehrtenstand getreten, als: Clemens Brentano, Fr. v. Savigni, Fr. v. Arnim, die Gattin Achim's von Ar-

nim. – Doch versicherten mich einige Frankfurter Gelehrte, daß nur die reichsten, die des Goldes so viel hätten, als das Mehrbegehren, ihre Seele noch erfüllen könne, auf Gegenstände der Kunst ihre Aufmerksamkeit zu richten. Die minder Begüterten aber gegen Staatsdiener, Militair und Privatpersonen doch noch sehr Reichen, sollen bloß dem Mammon dienen, kein Vergnügen kennen als den Erwerb; und ihre Frauen keines als den Putz, und die Schooßhunde, für die die Damen nach unserer Aeltermutter Weise eine wahre Leidenschaft hegen sollen. Sie gehen mit ihnen spazieren, pflegen, betten und lieben sie mehr als sich selbst. – Gelehrte, Künstler, Staatsdiener, alles sei von diesen Handelsherren unter der allgemeinen Benennung der »Angestellten« begriffen, und als einer derselben einst einen Kaufmann fragte: »Sie haben wohl gar keine Bücher?« erwiederte erzürnt derselbe: »Ihr Herren versteht von der Welt nichts, kommen Sie nur auf mein Comptoir, Sie sollen schon Respekt vor meinen Büchern bekommen!« ...

Fünfter Brief

Fahrt bis Coblenz. ... Rückfahrt.

Am andern Morgen, wo wir gar ruhig fortschlafen konnten, ohne Furcht die Zeit zu versäumen, weil immer die Passagiere der Diligence zu rechter Zeit geweckt werden, verließen wir das schöne Mainz. Der Himmel war trübe, aber bald erheiterte sich das Wetter und wir brauchten das Verdeck nicht zu verlassen, wo sich der bessere Theil der Gesellschaft, die Reisenden zum Vergnügen, befand. Die



Ansicht Mainz, Kupferstich J.J. Tanner, 1840.

Kaufleute und andere, die diesen Weg schon mehr gemacht hatten, waren auch durch die schönsten Sonnenblicke nicht aus der Kajüte zu laden, wo sie rauchten, tranken und Karte spielten. Ich hätte so viel Augen haben mögen wie Argos, um den ganzen Reiz der Gegenden aufzufassen, – Mainz mit seinen Thürmen, die Brücke, die Schiffmühlen verschwanden allmählig in dem Wasserspiegel und die Weinberge nah am Ufer. Der Johannisberg mit seinen Terrassen kamen uns näher. Der Johannisberg schien mir eins der schönsten Lustschlösser in Deutschland; doch versicherten mich mehrere die dort waren, die Aussicht von oben sei nicht so erfreulich, wie man es sich denke; und da gar keine hohen Bäume dort oben Schutz geben, so sei man der Gewalt der Sonne und des Windes preis gegeben. Dem ungeachtet möchte ich ihn doch besitzen. Fürst Metternich ruhte dort von seiner Reise aus, als wir vorüber fuhren.

Das Schloß des Herzogs von Nassau-Usingen in Biebrich gewährt einen außerordentlich schönen Anblick; es ist im antiken Styl erbaut und liegt dicht am Strom, der hier eine $\frac{1}{4}$ Stunde breit und silberhell im Angesicht des reizenden Schlosses, an Wielands Feenschlösser und Zauberseen erinnert. Die alte Burg des Ritter Brömsen von Rüdesheim war die erste Ruine, die wir begrüßten.

Allmählig nahte sich der düstre Felsenschlund von Bingen; hier hielt die Diligence an, und mit einer Kühnheit, die im ruhigen häuslichen Leben uns fremd ist, hüpfen wir aus der Yacht über Flöße und Fluthen ans Ufer. – Die Mittagsmahlzeit wird hier, wie überall am Rhein, in größter Hast vollbracht. Die Reinlichkeit in den Gasthöfen, die gute Einrichtung und prompte Bedienung, sind erfreulich. Ich war früher als die Anderen wieder auf der Diligence, und starrte die schwarzen düstern Felsen an, die den Rhein hier einzuschließen scheinen.

Schauerlich steht die Ruine von Hatto's Turm im Strom und leuchtet gegen die schwarzen Felsenwände geisterbleich hervor.

Gegenüber, halb auf dem Abhang des Berges, stehen die architektonisch gut erhaltenen Trümmer der Burg Ehrenfels. Ein heiliger Schauer der grauen Vorzeit ergriff uns, als wir nun in diese Felsenwände hineinschwammen. Jeden Augenblick bietet sich ein neues ergreifendes Bild dar, so schnell wie die Dekorationen des Theaters wechseln, verändert sich die Gegend. Was soll ich diese Gegenden beschreiben? ich verweise jeden auf Aloys Schreibers treffliches Handbuch, und kann nur versichern, dass eines jeden Erwartungen, wie die meinigen, sich hier übertroffen fühlen müssen. Herr Willmanns in Frankfurt hatte die Güte, und sehr schöne illuminierte Kupferstiche, die Ansichten des Rheins vorstellend, zu zeigen; aber welcher Pinsel, sey es auch der eines Correggio und Raphael, kann

diese Natur erreichen! – Diese Gegenden von Bingen bis Koblenz haben etwas Einziges, Eigenthümliches. Alle Landschaften, die Berge, Flüsse, Thäler haben, sehen einander mehr oder weniger ähnlich; aber diese steilen hohen Felsen, die den Rhein einschließen, mit den ehrwürdigen Ruinen auf ihren Höhen, der schnelle breite Strom, der dazwischen hingeleitet und dem sich stets neue Felsenwände entgegenthürmen, so daß man immer glaubt, nun und nun ist sein Lauf gehemmt, und die Reben, die fröhlich dem schroffen Gestein entsprossen, dies alles ist einzig in seiner Art. Bei Bingen, bei dem Schlosse der Pfalzgräfinnen und den Ruinen der beiden Brüderschlösser fand ich die Ansicht am anziehendsten. In meinem Gedächtnisse werden diese Gegenden ewig leben.

Das Reisen auf der Wasserdiligence hat die Annehmlichkeit, daß man Menschen aus allen Weltgegenden findet; da war eine Frau, die mit ihrem Kinde aus Philadelphia kam; ein anderer reiste über Holland zur See, er hatte ein ganzes Bette bei sich, wovon er uns großmüthig die Stücken anbot, uns gegen die rauhe Wasserluft zu schützen; mehrere junge Engländer reisten bis Aachen; einige französische Emigranten kehrten in ihr Vaterland zurück etc.
...

Sechster Brief

Die Kaiserfahrt. Erleuchtung – Bingen. Rüdesheim. Ueberfahrt im Sturm.

... Wir fanden bei unserm Freunde eine große Gesellschaft und ein prächtiges Frühstück; als dies vorüber war, füllten wir zwölf Körbe mit übrigen Brocken und bestiegen eine

schöne Jacht, das Mädchen im Walde genannt, die pfeilschnell das Wasser theilte, und die kaiserliche Yacht bald erreicht hatte; die herrliche österreichische Musik, die schönste aller militärischen, die ich bisher gehört, ertönte, zwischen dem Kanonendonner. 18 große Jachten, ohne die zahllosen Nachen und Schiffe mit Musikchören, schwammen auf dem Rhein, die roth und weiß, gelb und schwarzen Flaggen, die Darmstädter, Nassauer, Habsburger Farben, flatterten in der Luft, und die schönste Herbstsonne vergoldete diese Bilder, es war der 25ste September, ein so herrlicher heiterer Tag, wie Kaiser Franzens Herbst.

Der Kaiser frühstückte in Bibrich bei dem Herzog von Nassau. Eine Treppe, zu diesem Tage erbaut, führte vom Schlosshof zu beiden Seiten auf den Balkon, in den Speisesaal. Die Flügelthüren des Balkons waren geöffnet, wir standen am Ufer und sahen die fürstliche Gesellschaft, die Damen in Silberkleidern mit Sammetschleppen, unter ihnen die reizende Kronprinzessin von Dänemark. Das Civil in Galla, die vielen glänzenden Uniformen, das Militair in Parade, der Kanonendonner und die herrliche türkische Musik ertönten, die vielen Jachten, die wehenden Flaggen auf dem Rhein glänzten im Sonnenlicht; es war ein bezaubernder Anblick! ... Von Bibrich fuhr der Kaiser bis Rüdesheim, wo er ausstieg, um beim Fürst Metternich auf dem Johannisberg zu Mittage zu seyn; eine zahllose Menschenmenge begleitete seine Fahrt am rechten Rheinufer. Von jedem Orte, an dem wir vorüberfuhren, stachen bekränzte Nachen mit Männern und Frauen in Sonntagskleidern in den Fluss und vermehrten des Kaisers Gefolge, und alle Schulkinder des Ortes standen weiß gekleidet, mit schwarz und gelben Bändern, den habsburger Farben, geschmückt, am Ufer, an ihrer Spitze der schwarze Schul-

meister und stimmten frohe Lieder an. Von Winkel kamen achtzehn mit Weinlaub bekränzte Nachen angefahren, die dem Kaiser Weintrauben und ein Gedicht überreichten. Auch das Schiff von Ellfeld zeichnete sich durch seine geschmackvollen Verzierungen aus. Der Kaiser nahm alle Freudenbezeugungen mit Huld und Milde auf.

...

Am Abend war Rüdesheim mit unzähligen Lampen erleuchtet. Wir bestiegen eine Jacht und ruderten auf dem Rhein umher; welche Nacht! Man glaubte in ein Zauber- und Feenreich versetzt zu seyn. »Wahrlich, Rüdesheim sieht wie Venedig vom Golf aus!« rief Regierungsrath von Hartleben, der in Italien war. Die Dächer lagen im Dunkeln, und die Fensterreihen mit Lampen erhellt, gaben den Gebäuden die Ansicht, als hätten sie platte italienische Dächer. Am rechten Rheinufer herunter brannten Pechkränze, Pechtonnen in den Straßen von Rüdesheim und dem gleichfalls hellerleuchteten Bingen. Auf den Trümmern der Burg Ingelheim loderten Holzwellen; auch von Hatto's Thurm leuchtete Fackelschein; die Vorzeit war ihm zurückgekehrt, wo er den zagenden Schiffern ein Leuchthurm war. Vom Johannisberg blinkte helles Licht; der alte Rhein glühte vom Widerschein der Flammen, und in den Trümmern der Burgen und Felsenschlösser schienen ihre Bewohner aus dem Geisterreich zurückgekehrt, um dem erhabenen Kaiser zu huldigen, so hell strahlten sie von den steilen Höhen herab, und verbreiteten einen Lichtglanz über die schauerlichen Felsen von Bingen, wo der Kaiser übernachtete ...

Es war nun endlich Zeit an unser Nachtlager zu denken, daß uns in Rüdesheim in einem Privathause erwartete, da alle Gasthäuser besetzt waren. Wir gingen dem Rhein zu; aber alle Lampen, auch die Sterne waren nicht mehr, der Sturm heulte und hoch stiegen die Wellen. Die Schiffer

wagten es nicht die Jacht hinüber zu rudern, kein Kahn war vorhanden, und die Schiffer an diesem Tage der Freude auch alle illuminiert. Endlich kamen zwei Kähne, der eine war schon mit Musikanten besetzt, den anderen bestiegen wir mit den Staatsdienern des Herzogs von Nassau, muntere, fröhliche Menschen, die die Liberalität des Fürsten sorgenfrei gemacht; sie waren unsere Reisegefährten an diesem frohen Tage, und hatten mit manchem Scherz unsere Heiterkeit vermehrt, nun kamen wir auch in dieser Gefahr wieder zusammen. Die Wellen schlugen fast in die beiden schwankenden Kähne. Die Schiffer konnten den Nachen nicht mehr regieren, der Sturm warf ihn bis nach dem Binger Loch hinaus. Die Überfahrt ging sehr langsam. Musik! riefen die muntern Nassauer, fröhliche Tänze, daß wir lustig sterben! Und die Musici mußten in ihrer Angst spielen. Die Musik, der Sturm, die einsame Fackel auf Hatto's Turm, die Finsternis versetzte mich in eine schauerlich poetische Stimmung, ich dachte an Fouqué's Undine, und in seine Phantasien verloren, dachte ich immer, eine ungeheure Riesenhand werde sich aus dem Rhein erheben, unseren schwankenden Kahn umkehren, und im selben Augenblick ein gräßliches Haupt aus den Fluthen auftauchen und laut auflachen – und indem ich mich in diese Idee verlor, entsprang wieder eine andere von der Eitelkeit, dem Erbtheil aller Evens Töchter, herrührend; ich hatte mit so vieler Sehnsucht nach dem alten Rhein gestrebt, ihn so jubelnd und zärtlich begrüßt, aus seinen Fluthen geschöpft, und noch heute, da mir so viel Schönes gesagt wurde und ich vom Verdeck nicht in die Kajüte gehen mogte, um im dortigen Spiegel die Wahrheit des Gesagten selbsttrichterlich zu prüfen, hatte ich so oft in die klaren Fluthen geblickt, um mein Bild darin zu erschauen, und zu erfahren, ob der Himmel an diesem schönen Tage auch meinem Angesicht

seinen beau jour gab. – Nun hatte dies alles der Vater Rhein gesehen, ich gefiel ihm, und er glaubte, das sei gegenseitig – und wünschte mich herab in sein Kristallschloß, darum zog mich eine so tiefe Sehnsucht nach einem namenlosen Gegenstand auf das einsame Verdeck, und da ich ihr nicht folgte, so kam er jetzt im Sturm, die Geliebte zu erbeuten. – Die Idee schien mir poetisch genug zu folgendem Gedicht:

Was wogt aus tiefer Wasserwelt
Zum bangen Schiff heran,
Das wilder Sturm gefesselt hält,
Auf dunkler irrer Bahn?

Es rauscht so ernst und schauerlich
Durch Luft und Wellenfluth,
Und Stern und Fackelschein erblich,
Wie unsrer Führer Muth.

Mir ist, als töne zornig wild,
Durch Windes Braus und Nacht:
»Herab! herab! Nicht ungestillt
Bleibt meiner Sehnsucht Macht.

Herab in mein kristallnes Haus,
Du blonde Dichterin!
Was fürchtest du des Todes Graus?
Wohnt doch die Ruhe d'rin.

Und kommst du nicht, so raub' ich dich,
Mit Sturmes Allgewalt.
O zögere nicht, ich liebe dich,
Bin ich gleich alt und kalt.«

Da sprach ich traulich bang und sacht:
»Ach, lieber Vater Rhein,
Was soll ich in der finstern Nacht
Da unten bei dir sein? –

Ich liebe dich doch nimmermehr,
Auf Erden wohnt mein Herz,
Da bleibt es auch, und liebeleer
Empfang ich deinen Schmerz.

Drum lass mich nur in Frieden ziehn,
Du alter kluger Mann,
Wer wollte noch in Liebe blühn –
Wenn Jugendzeit verrann!

Nicht wahr, die Phantasie einer Dichterin umschließt eine
Welt, die die Prosaiker nicht kennen und darum oft ver-
spotten? ...

Teil II

Vierter Brief

Auf der Nordsee

... An einem heitren herrlichen Morgen, Freitags den 4ten
Junius, schifften wir uns um 2 Uhr auf der Elbe ein. Die
prächtigen dunkelbelaubten Gärten des rechten Ufers
stiegen aus der Morgendämmerung hervor und die ersten
Strahlen der jungen Sonne vergoldeten die Zinnen der
freundlichen Landhäuser. Ein günstiger Wind blähte un-
sere Segel, wir glitten schnell auf dem breiten deutschen
Strom dahin, bei Glückstadt und Brunsbüttel vo-
rüber. Immer breiter wurde die Elbe, immer höher und

dunkler ihre Wellen. So kam der Mittag heran, wir mußten während der Fluth mehrere Stunden still vor Anker liegen. Die Sonne ging unter, sanfte Dämmerung ruhte auf dem Wasser, der Wind legte sich, lieblich wehte die Abendluft. Der Mond stieg herauf und in seinem magischen Schein glühte die Wasserfluth. – Der Äther war klar mit hellen Silberwölkchen besäet, – welche Nacht! Das Geplätscher der Wellen, das laue Wehen der Abendluft, der taktmäßige Ruderschlag, der Blick über die unendliche Wasserfläche nach dem nahen Meere hin; – ach, hier nur noch die Töne einer schönen Stimme zu hören, von Harfenklängen begleitet, war unser aller Wunsch, – und dann würden wir Minuten verlebt haben, von dem Jean Paul sagt: »daß die Seele vor Entzücken sterben könnte!« Nur Minuten – sage ich, kaum erblühte Augenblicke der Ahnung eines höheren Daseins, – denn ein dauerndes Entzücken kann auf Erden nicht seyn – und wenn es die Außenwelt auch zu gewähren vermöchte, so fehlt doch dem menschlichen Gemüthe die Fähigkeit es völlig zu genießen:

Nicht in der Erde Räumen,
Nicht auf der Wasserfluth
Ist unsrer Heimat Land;
Hinauf zu Wolkensäumen,
Hinauf zur Sternengluth
Zieht unsichtbare Hand! –

Auch über uns breitete, trotz der schönen Nacht, nach mancher Erschöpfung der Schlummer seine Fittige; – ich ging in die Kajüte und nahm eins der bequemen Betten in Besitz, die mit möglichster Benutzung des Raums in den hohlen Schiffsbänken angebracht sind; die Andern

blieben auf dem Verdeck. Nach einiger Zeit wurde ich geweckt, um den Leuchtturm von Cuxhaven zu sehen, ein flammender Thurm in öder Nacht auf Meer umrauschten Elbteich. – Nach diesem Feuerzeichen richteten sich die Lootsen, die die Schiffe in den Hafen von Cuxhaven einführen, wo wir Nachts 1 Uhr vor Anker gingen. Sonnenaufgang feierten wir in Cuxhavens Badehalle; auf bequem gepolstertem Diwan, beim traulichen Frühstück sahen wir durch die Glashüren des Saals zuerst ganz vor uns hin gebreitet die große Nordsee. Nichts als Himmel und brausende Wogen von zahlreichen Schiffen durchschnitten, der weiße Schaum, der um das Vordertheil der Schiffe hoch aufspritzt und im Morgenroth schimmert, die Sonne als ein dunkelglühender Punkt, immer heller und größer – dann mit allem ihren Strahlenglanz plötzlich hervortretend – das trunkene Auge wendet sich geblendet ab zu den Wellen, in denen der Sonne Bild sich tausendfach spiegelt, ein Lichtglanz war das ganze Meer, – ...

Der lebhafteste Wunsch nach stiller Einsamkeit regte sich in meiner Seele; ich verließ die Halle, setzte mich auf ein schwarzes ins Meer hineinragendes Felsenstück mit Muscheln besät und schwärmte in den Gefühlen des großen britischen Sängers:¹

»Im pfadeslosen Wald weilt eine stille Freude
Und eine Wonne an des Ufers Einsamkeit;
Es ist als ob ein Etwas uns begleite
Wo stille Ruh kein Lebender entweiht.
Musik rauscht nur in dunklem Wogenwälzen.
Ich liebe weniger die Menschen nicht, doch mehr

¹ Aus Childe Harold's Pilgrimage of Lord Byron, Canto III, von mir übersetzt.

Die heilige Natur, es ist mir hier als wär'
Was einst ich war, was noch ich bin, versunken;
Und mit dem Weltall treibt's mich zu verschmelzen;
Nicht sagen kann das Herz so wonnetrunken
Sein ganz Gefühl, doch auch verbergen nimmermehr.«

... Von Cuxhaven aus schifften wir noch einen Tag auf dem Meere, ohne jedoch von der so gefürchteten Seerkrankheit befallen zu werden und stiegen in Busum an Land. Wie wohl that uns nach des Meeres Einförmigkeit der Anblick der grünen Erde! Wir fuhren durch Ditmarsen, einem fruchtbaren Teil Hollsteins, bewohnt von kräftigen Naturmenschen, berühmt durch die heldenmüthige Vertheidigung ihrer Freiheit. Einst widerstand hier im 15ten Jahrhundert eine edle Jungfrau, ein zweites Mädchen von Orleans, mit 500 tapferen Ditmarsen dem Einfall von 25.000 Dänen. Die Marsch von Ditmarsen besteht aus grünen mit Gräben durchschnittenen Ebenen, über diese Geräte schwangen sich die Einwohner in obgedachter Schlacht mit Hilfe langer Stäbe; künstlich leiteten die Freiheitsvertheidiger die See in diese Ebenen, wo also eine Landschlacht im Meere geliefert wurde. Kundig des Terrains schwangen sich die braven Ditmarsen bald kämpfend, bald sich zurückziehend und dann wieder ungestüm vordringend, über die tiefen Gräben, Tausende der Dänen ertranken darin, der Rest wurde niedergehauen oder zurückgeworfen; Dänemark verlor die Dannebrogsfahne. Auch Haide besuchten wir, wo 1559 die Dietmarsche Freiheit unterging, aber nicht ihr Ruhm. –

Schluß (= Neunter Brief)

Altona

... Am 2ten Julius feierten wir in Altona das Klopstockfest. – Der königliche Obergerichtsanwalt Jacobsen, Verfasser mehrerer Werke über das Seerecht, ist der edle Gründer dieses Festes; er hatte die Freude, daß eine zahlreiche Gesellschaft, worunter die Ersten Dänemarks, das Andenken des Unsterblichen feierte; doch entsprach der Enthusiasmus für Klopstock hier bei weitem nicht meinen Erwartungen. Alle Dichter sollten hinströmen zum Geburtstagsfest des Ersten unter ihnen, des Einzigen, der nach dem Britten Milton und den Italienern eingedrungen ist in das irdischen Blicken verhüllte Jenseits, dessen heilig Lied –

hat aufgehellet die nachtumhüllten Pfade,
Wo alles Leben flieht.

Mit Musik wurde die Feier eröffnet; unter den jungen Hamburgerinnen sind wackere Dilettantinnen des Gesangs; mehrere Stellen aus Klopstocks Werken wurden gesungen. Worte voll Kraft und Wahrheit vom Senator Bartels, dem geschätzten Verfasser einer Reise nach Italien, und vom Professor Rahbeck, einem der ersten Literatoren Dänemarks, gesprochen, beschlossen die Feier; auch ich trug ein Scherflein dazu bei durch ein Gedicht, welches in der Zeitschrift *Hammonia* abgedruckt ist. In Rainvilles schönem ovalrunden Saal, im Angesicht der Elbe, wurde ein glänzendes Mittagsmahl eingenommen, glänzend durch vieler hohen Anwesenden Orden, Sterne, Uniformen, mehr noch dem inneren Auge, durch die Vereinigung so vieler edlen und schönen Geister. Aber auch

der Erhaltung des animalischen Lebens war man eingedenk, das mit Allmacht den schwärmenden Geist zu materiellen Genüssen herabzieht, die man nirgend mehr finden kann, noch besser zu schätzen weiß, als in Hamburg. Die Gesellschaft trennte sich früh; zu Hause im traulichen Abendzirkel erfreute uns der Dichter Karl Reinhard, durch seine trefflichen Vorlesungen über Werthers Leiden, und Wilhelm Meisters Lehrjahre; ich wünsche jedem Schriftsteller solchen Kommentator. Auch die Gedichte Karl Reinhardts sind kürzlich erschienen und zeichnen sich durch Geschmack und Korrektheit empfehlungswürdig aus. –

Wir machten in den letzten Tagen in Hamburg noch eine Spazierfahrt in den Hafen; eine Straße bildet sich durch zwei Reihen mächtiger Schiffe; Amerika, England, Spanien, die Fahrzeuge aller Nationen, Dank sey es dem Frieden! liegen hier traulich neben einander. Die wunderschöne Gegend von Hamburg und Altona nimmt sich von der Wasserseite amphitheatralisch schön aus und hinterläßt dem Gemüt einen nie erlöschenden Eindruck. ...

Die hohen Elbufer mit prachtvollen Landhäusern, schönen Gärten, das frische Grün der Matten, die malerischen Häuser der Landleute von hohen Linden umschattet, und die Fischerhütten, kaum aus dem Schilfgestade ragend, zogen an uns vorüber, und wir empfanden den ganzen Schmerz von Byrons Lebewohl! – Ein Wort, das seyn muss und stets war, das wir allen Lebensfreuden und zuletzt dem Leben selbst nachrufen müssen. –

Und fort ging es pfeilschnell durch die öden Haiden bis zu deinen heimatlichen Bergen, hohe Porta Westphalica, ein willkommener Anblick für das Auge, das so lange in Land- und Meeresflächen umherschwärmt; wir fühlten ganz, wie süß es sey: Wiedersehn!

Briefe aus der Residenz

Sechster Brief

Gewiß zürnen sie mir, l. Fr., daß ich Ihnen so viel ernste Kunstsachen vorführte und noch nichts vom Ton und Leben in Berlin und von den Trachten des schönen Geschlechts erzählte, ich will meinen Fehler wieder gut machen, und thue es umso lieber, da ich über alle drei Punkte nur Gutes zu berichten habe; die Moden sind vernünftig und anständig, der Ton und das Leben angenehm, edel und nachahmenswürdig. Der erste Zirkel besteht hier wohl größtentheils aus den Ministern, Gesandten, den vornehmsten Militairs und kourfähigen Staatsbeamten, die in den zu bestimmten Zeiten festgesetzten Assembleen zusammentreffen. Die Staatsbeamten nach ihren Collegien, die Militairs nach ihren Regimentern, der Adel nach seinen Verwandtschaften bilden wieder verschiedene Zirkel. Eigentlich aber leben hier Alle mit Allen. Jeder giebt der Convenienz was er muß, und wählt sich seine Gesellschaft außerdem nach seinen Neigungen frei aus. Für den Künstler, den Dichter, den Gelehrten ist hier ein wahres Eldorado der Gastfreundschaft, gewiß steht Berlin in seiner Liebe für Talente und Geistesbildung, Künste und Wissenschaften jetzt keiner Residenz nach. Ich habe sehr oft die hiesige Kunstaussstellung besucht, die sechs Wochen dauerte und sie immer gedrängt voll Beschauender gefunden. Die Vorlesungen über deutsche Poesie von dem als Schriftsteller rühmlichst bekannten Dr. Franz Horn, von denen ich Ihnen weiter unten etwas mittheilen werde, sind gleichfalls sehr besucht. Mehrere trefflich Gemälde der diesjährigen Kunstaussstellung waren das Werk der Berlinerinnen, auch kostbare Stickereien, Blumen und Landschaften dort ausgestellt, verdankten wir Frauen, die

zum Preis ihrer Kunstfertigkeit zu Mitgliedern der neuen Akademie der Künste ernannt waren.

Aber nicht bloß mechanische Fertigkeiten über die Damen, auch ihr Geist ist sehr ausgebildet; man staunt in einem Zirkel junger Mädchen die Namen Metastasio, Ariost, Byron, Scott, Shaekespear von Mund zu Mund fliegen zu hören, als wäre die Rede von Schawls und Hüten. Musik und Malerei wird mit Eifer und Glück geübt, Meisterinnen der Kunst des Apelles sind zwei der ersten Damen, die aber mit dem Schleier der Bescheidenheit ihre Schöpfungen umhüllen.

Bei diesem Wetteifer in den schönen Künsten können Sie leicht denken, wie sehr viel Sorgfalt und wie viele Kosten auf die Erziehung der Kinder verwandt werden. Man läßt ihnen mehrentheils sehr teure Privatstunden geben und schlägt die Ausgaben dafür in höheren Ständen für eine Tochter auf jährlich 600 Rthlr. an. Ich finde nur, daß man hierin doch oft zu viel thut, die armen Kinder gehen von Stunde zu Stunde und können kaum zur Besinnung, zum Selbstanschaun gelangen, aber viel auf die Kinder zu wenden, gehört nun einmal zum Ton und ist gewiß einer der löblichsten Whims (Grillen) dieses Tyrannen. ...

Außer den Assembleen der Minister, und den Privatzirklern der Familien giebt es nun gewiss noch 20 und mehr öffentliche Gesellschaften, Vereine, u. s. w. und dennoch lebt man bei allen diesen Veranlassungen zu Zerstreuungen in Berlin sehr häuslich; der Lärm, das Treiben, die Schaulust in einer großen Stadt, beschäftigt und zerstreut gewissermaßen unsere innere Unruhe, so daß wir gern recht behaglich und bequem aus unsern vier Wänden hinabblicken und in volkreicher Einsamkeit unsere Tage verleben. ...

Da ich von Gesellschaften sprach, so bin ich ja auch nicht fern vom Anzug der Damen, um endlich diesen nicht uninteressanten Artikel vorzunehmen. In den Assembleen, bei Hofe, auf Bällen herrscht wie es sich vermuthen läßt, die größte Pracht: Sammet, Seide, Juwelen glänzen um die Wette. In kleinern Gesellschaften und Privatzirkeln trägt man sich einfach und unserem nördlichen Klima angemessen, größtenteils Oberröcke und Spenzer bedecken den zarten Körper unsrer Schönen. Die schwarzen Sammetspenzer sind außerordentlich häufig zu sehn. Im Sommer trug man auch sehr viel Weiß und mehr Garnierungen als Stickereien. Die frühe Winterwitterung ließ viele kostbare Pelze und Mantelröcke erscheinen. Die Ermellosen Mäntel, die man vor einigen Jahren trug, sieht man gar nicht mehr. Die Hüte, sowohl die Sommer als Wintermoden, erfüllen ihre eigentliche Bestimmung, sie gehen tief ins Gesicht und schützen vor Sonne und Wind. – Die erste Klasse scheint sich durch Einfachheit im Anzug auszeichnen zu wollen, ebenso durch Zurückgezogenheit und Meidung der öffentlichen Spaziergänge, (Die Fortsetzung folgt.)

(Berlin) Elise v. H.

Reisestunden im Jahr 1846

... Von Düsseldorf fuhren wir mit der Eisenbahn nach Köln; ich hätte das Dampfschiff vorgezogen, es ist doch die beste und bequemste Art zu reisen; dort kann man sich mit Freiheit und Selbstständigkeit bewegen, während man im Postwagen und auf der Eisenbahn nur ein willenloses Paket ist. Köln hat sich sehr vergrößert und soll jetzt 110.000 Einwohner zählen; die Häuser liegen sehr dicht zusammen und man soll hier viele Bauspekulationen machen, und den Quadratfuß mit 18 Thln. bezahlen. Große Wohlhabenheit, Reichthum und strenger Katholizismus ist hier zu Hause. Das öffentliche Leben ist vorherrschend gegen das häusliche, wie die Nähe von Frankreich und die große Handelsstadt bedingen; alles strebt wie überhaupt am Rhein nach Erwerb und Genuß, und es ist wohl gut zu nennen, wenn der strenge Katholizismus das Ewige in die Waagschale des Zeitlichen legt. –

Einer meiner philosophischen Freunde behauptet indessen, die Masse der Katholiken sei gänzlich gleichgültig gegen ihre moralische Lebensführung, die sie wie andere ihre Haushaltung einem Verwalter, einem Seelsorger übergeben, dem sie übrigens genau folgten, aber ohne selbst zu prüfen.

Der Dom zu Köln, dies herrliche Denkmal des Christentums, schreitet sehr in seiner Vervollständigung fort. In der Peterskirche befindet sich vielleicht das schönste Bild von Rubens: die Kreuzigung des Apostels Petrus, eine Verklärung des Christentums. Die Begeisterung im Blick des Märtyrers, die über allen irdischen Schmerz erhebt, der Teufelsausdruck im Gesicht der Henker und darüber die himmlischen Heerscharen in der Verklärung des Himmels, konnten nur aus dem Christenthume hervorgehen.

...

In Bonn sahen wir Beethovens Statue in Erz im vorigen Jahre gesetzt. Sie trägt wie alle Statuen aus dieser Zeit ein weites schlafröckähnliches Gewand und hält einen Notensstift in der Hand. Die Statue kehrt dem Palast des Grafen von Fürstenberg den Rücken zu, auf dessen Balkonen der König von Preußen und die Königin Victoria standen als sie enthüllt wurde. Treu dem Charakter ihres Originals zeigte sie, als die Umhüllung fiel, den hohen Personen den Rücken, wie das Beethoven im Leben oft gethan, der, von aller Servilität frei, dies oft mehr zeigte, wie die gesellige Sitte billigt. Man vergleiche hiermit sein Zusammentreffen mit der kaiserlichen Familie im Prater, wobei er Göthe einen Bedienten nannte. Beethovens ganzes Leben war einsam und düster. – Er wird sich seiner Erlösung gefreut haben.

In der Rheingasse, einer engen unbedeutenden Straße, liegt noch das ärmliche Haus, in welchem der große Componist wohnte, und ist mit seinem Namen in gelben Bronz Buchstaben geschmückt.

Beethoven war recht eigentlich ein Componist des 19. Jahrhunderts; er feierte die Mysterien der Seele, den Kampf mit den innern Mächten; ohne das Christenthum hätten wir keine Musik; Weber schildert die Kämpfe der Seele mit der Außenwelt; Beethoven, Dante und Michel Angelo bildeten ein Trio düsterer Größe ...

Von Karlsruhe führte uns die Eisenbahn nach Baden-Baden, dem bekannten wahrhaft europäischen Badeorte, und hier enthüllte sich uns die ganze Pracht und Fülle süddeutscher Natur. Baden ist ein Land, wo Milch und Honig, Wein und Öl fließen, wie in Canaan. Reiche Triften nähren Schweizerkühe, Walnussbäume bilden schattige Baumgänge und liefern ein Öl, das dem Olivenöl gleichgeschätzt wird. Weinreben bedecken die Hügel; dichte Wälder hauchen duftende Kühlung aus und der

Quellenreichthum des Bodens erhielt auch in diesem sengenden Sommer den Wiesen und Feldern ihre anmuthige Frische. Das Leben an diesem berühmten Badeort ist wohlfeil und zwanglos pour toutes les fortunes, sagen die Franzosen, aber sie fügen auch hinzu Baade est un des mauvais lieux de l'Allemagne, weil sich hier allerdings viele Spieler und Abenteurer herumtreiben, da das Leben sich dem einer großen Stadt ganz ähnlich gestaltet. Abends geht man unter Orangedüften im Mondenschein spazieren und ißt Eis wie in Italien, während alle Nationen vorbeiwandeln. ...

In der majestätischen auf Säulen ruhenden Trinkhalle der Heilquelle von Baaden sind schöne al fresco Gemälde von Götzberger angebracht. Sagen aus der Vorzeit der Umgegend: der Mummelsee mit schönen Nixen im Bade; die Teufelskanzel, wo eine schöne Engelsgestalt auf einem Felsen und auf der anderen Seite ein Teufel steht, und der Grafensprung, ein Ritter, der sich mit seinem Pferde in einen Abgrund stürzt; diese Darstellung erinnert an die Sage von der Rosstrappe auf dem Harz.

Die Alleen des Badeortes sind noch jung und gewähren wenig Schatten, aber Kühlung kann man auf dem alten Schloss finden, einer reizenden Ruine, hoch oben im Walde; dort wohnten die Markgrafen von Baaden-Baaden während der unsichern Zeit des Mittelalters. Darunter liegt das sogenannte neue Schloß, erbaut 1689, als die Franzosen die Stadt verheert hatten. Dort befinden sich noch Kerker aus dem Mittelalter. Eine Wendeltreppe führt in Gewölbe hinab, unter einem Thurme rechter Hand durch, worin sich ein altes Bad aus der Zeit der Römer befindet. ...

Kehrt man aus den heiligen Schatten des Waldes und der Geschichte in das paradiesische Baaden zurück, so vergißt

man da die Gräuel des Mittelalters unter denen der Gegenwart. In den fürstlich ausgestatteten Sälen, wo tropische Gewächse unter Kronleuchtern prangen, findet das Spiel statt: trente et quarante und Roulette. Nur die Spieler dürfen sich setzen, alle andern Zuschauer stehen. Damals waren zwei Spieltische da, aber der Kellner sagte mit stolzem Selbstgefühl: da es so stark geht, sollen noch zwei errichtet werden. Ich wundere mich, daß jetzt, wo das Spiel so allgemein verworfen wird, die Leute nicht, wie ehemals die Damen in's Theater, mit Masken zum Spiel gehen, um den öffentlichen Tadel zu vermeiden.

Deutschland findet man eigentlich in Baden nicht, wenigstens keine deutsche Sprache, denn das Deutsch was man hier spricht, ist dem Norddeutschen völlig unverständlich; dagegen hört man alle möglichen europäischen Sprachen. ...

Man hat in Deutschland keine Vorstellung von der Kühnheit der Postführer in der Schweiz. Die Abgründe an unserer Seite erfüllten uns mit Grauen, denn sie waren ohne alle Befriedigung, aber die Sicherheit, womit der Postillion seine vier starken Pferde und den Hemmschuh, der neben ihm auf dem Bock angebracht war, lenkte, flößte uns wieder Muth ein. Man denkt sich in Deutschland nicht die Höhe dieser Berge und die Gefahren dieser Straßen. Von den Höhen leitet der Wagen in Schlangenwindungen auf dem Hemmschuh, fast wie von Petersburger Rutschbergen herab, während die Pferde, von der Gewalt, die ihren Schritten folgt, bedrängt, immer in die Knie sinken und auch oft rutschen. Unwillkürlich muss man sich sagen: ein Fehltritt des Pferdes, ein Riß im Geschirr und der Wagen stürzt rettungslos in die Tiefe, und doch singen und pfeifen die Postillione bei solchen Fahrten, aber sie sind Männer von Thatkraft und Besonnenheit, die treu

ihre Pflichten erfüllen. Wir fuhren endlich durch ein Felsenthor, das Julius Caesar brechen ließ und erreichten in der Morgendämmerung den Bieler See in einer offenen Gegend. Todtmüde von der durchwachten Nacht ließen wir uns schnell einige Betten im Gasthofe zum Schiff zurecht machen, aber das Haus war so sehr von der Sonne durchglüht, daß wir wenig Ruhe fanden. ...

Von Neuenburg fuhren wir mit der Post nach Bern; das Wetter war kühl und beruhigte meine angegriffenen Nerven. Der schwer gepackte Wagen mußte ungeheure steile Berge hinauf und hatte fast immer Abgründe zur Seite. Konducteur und Postillon gingen neben dem Wagen her, als auf einmal eins der Pferde ermattete und der Wagen zurückrollte. Lautes Geschrei der Passagiere folgte und das Verlangen abzusteigen, einige die oben auf saßen, sprangen herab. Wir waren kaum einige Schritte vom Abgrund entfernt und der Wagen rollte wieder und stärker zurück. Jetzt drehte ihn der Konducteur mit Hülfe der Passagiere quer über die Straße und er stand nun so lange still, daß wir ruhig aussteigen konnten. Die Idee, mit zerschmetterten Gliedern im Abgrund zu liegen, erregte mehr Grausen, wie die Furcht vor dem Tode. Wir gingen nun den Berg hinauf, Postillon und Konducteur begleiteten den Wagen mit großen Steinen in den Händen, um ihn im Fall des Rückwärtsrollens sogleich hemmen zu können, auch hatte man lange Stangen durch die Räder zu stecken, um den Wagen unbeweglich zu machen.

Zum Reisegefährten hatten wir einen Schweizerbauer, Karl Ludwig Feurig aus Riechingen mit seiner Tochter. Er war schon 73 Jahre alt und hatte als Bauer, Damastweber und Leinwandhändler 135 Messen in Neuenburg besucht; mit fünf Louisd'or fing er seinen Handel an und besaß jetzt vier Häuser. Von dem Wohlstand der Dörfer um Neuenburg, worunter manches 10.000 Einwohner

hat, mancher Bauer 50.000 Franken besitzt, mancher Leinwandfabrikant seinen Arbeitern täglich sechs Franken zahlt, erzählte er uns viel. Wo der Erwerb das Hauptziel des menschlichen Strebens ist, muss nothwendig Reichtum die Folge sein. – So erwirbt der Brunnenarzt im Bade Weißenburg bei Thun, laut der Aussage dieses Bauers, jährlich 20.000 Franken, weil er zugleich Abergist ist. – Bei seinem Reichtum war der Bauer und sein Kind sehr einfach in die Berner Landestracht gekleidet; er trug einen braungrauen Rock mit schwarzen Knöpfen und seine Tochter ein schwarzes Sammetmieder zur schwarzen Kleidung, mit einem schwarzen Sammetstreifen am Halse geschlossen; dazu weißes Halstuch und eine schwarze Flormütze mit großen Flügeln, die wie eine ungeheure Fliege aussah; silberne Ketten über den Achseln und weite weiße steifgestärkte Hemdärmel. Der Bauer sprach sehr gut französisch, deutsch aber schlecht. Seine Ansichten waren klar, milde und fromm; er schien zur Sekte der Momiers zu gehören und las außer der Bibel kein Buch, hatte seine Sitten und das Gefühl der Freiheit und Gleichheit. Beim Aussteigen bot er mir seinen Arm und ein Glas Wein, den erstern nahm ich an. Diese kleine Skizze möge als ein Bild der Berner Landleute dienen, demnach sie fromm, fleißig unterrichtet und einfach sind, von großer Wohlhabenheit begünstigt. – ...

Von Interlaken aus bestiegen wir den Abendberg, einen himmelhohen Bergriesen zur Seite der Jungfrau gelegen. – Wir nahmen einen Wagen, um zum Fuße des Berges zu fahren, dort wurden die Pferde ausgespannt, mit Sätteln versehen und von den Damen bestiegen. Jede hatte einen Führer zur Seite. Der Aufgang war unbeschreiblich steil, aber im Schatten seiner Riesenbäume fühlte man die Sonnengluth nicht. Die zweite Hälfte des Berges war eine

schmale Serpentine mit einem zweitausend Fuß tiefen Abgrunde zur Seite, so schmal, daß nur ein Pferd mit seinem Führer darauf gehen konnte. Wir hatten beinahe die Höhe reicht, als plötzlich mein Führer mich verließ, sogleich wandte mein Pferd um ihm nach. Der Abhang war so steil, daß mir war, als müsse ich vorn über über in ihn hinabstürzen und ich sah hinter mir meiner Schwester Pferd auf der Erde liegen, sie selbst aber schon auf ihren Füßen. – Mit Hülfe meines Führers kam ich nun auch vom Pferde und eilte, tödtlich erschrocken, den steilen schlüpfrigen Pfad hinauf. Ich wurde dafür belohnt, denn bald sah ich von heiterem Himmel umrahmt die Crelinenanstalt, die Dr. Guggenbühl hier gegründet hat; zugleich fühlte ich den frischen Hauch der reinen Bergluft und durch ihn verschwand, als ob mich ein Zauberstab berührt hätte, Ermüdung, Furcht und Schrecken. Ich besuchte den Dr. Guggenbühl und fand ihn allein in einem artigen Salon mit Phrenologie beschäftigt, mit den Schädeln merkwürdiger Verstorbener umgeben. Es ist ein noch junger Mann voller Frömmigkeit, Gottvertrauen und unermüdlichem Eifer der Menschheit zu dienen. Wahrlich es gehört höhere Begeisterung dazu um 3000 Fuß über der Meeresfläche von der Welt und ihren Freuden geschieden unter halbthierischen Kindern zu wohnen, in dem unausgesetzten Bestreben, in diesen Wesen den göttlichen Funken zu erwecken. »Es ist erfreulich«, sagt Dr. Guggenbühl, daß diese Kinder, die so schwer die geringste mechanische Beschäftigung lernen, so leicht den Gedanken an Gott und an ein ewiges Leben fassen. ... Von Luzern fahren wir nach Zürich. Der Weg ist ziemlich eben und der Züricher See bietet die reizendsten Aussichten dar. Man glaubte in Italien zu sein. Orangen- und Granatenwälder und tropische Pflanzen die Fülle blühten

in den Gärten; gediegene Wohlhabenheit und edler Luxus herrschten hier wie überall in der Schweiz.

In der Stadt hielten sich viele politische Flüchtlinge auf. Freiligrath war eben im Begriff, nach England abzugehen und dort in ein Handlungshaus zu treten, was ihm jährlich zweihundert Pfund zahlt. Ein deutscher Dichter hat wohl noch nie in London gelebt, aber der zärtliche Gatte und Vater ist zu loben, der seine zunehmende Familie nicht vom unsichern Dichterbrod ernähren will. Herwegh mit Frau und Kind wurde auch in Zürich erwartet. Die Dichter kommen jetzt fast immer aus dem Volke, Herweghs Vater ist Koch in Wisbaden, ein kluger jovialer Mann, der alle Fragen nach den Werken seines Sohnes mit der naiven Antwort begegnet: I les nit, i koch blos. ...

Von Constanz fuhren wir mit dem Dampfschiff nach Meeresburg, wo wir die Familie Lassberg besuchten. Frau von Lassberg ist eine Schwester der Dichterin Annette von Droste Hülshof. Das Schloß ist ganz im mittelalterlichen Styl erbaut; ein Thurm heißt noch der Dagobertsturm. Baron Lasberg ist ein Gelehrter, der eine ausgezeichnete Bibliothek besitzt, unter andern ein Exemplar der Nibelungen, das zweite befindet sich in der Bibliothek zu München. Man muß die feine Schrift dieses Werkes bewundern, die den Lithographien in unserer Zeit gleichkommt und doch nur mit dem Pinsel und der Feder hervorgebracht ist. Damals gehörte ein Menschenalter dazu, um ein Buch zu schreiben.

Die Familie Lasberg übt die edelste Gastfreundschaft ohne Prunksucht; darum fühlt man sich dort so wohl. Die Dichterin Annette war aber nicht auf der Meeresburg. Wir sahen den Weinberg, den sie in den Umgebungen des Ortes gekauft hat, um nach dem Tode ihrer Mutter, die sie als treue Tochter nicht verläßt, dort zu leben. Sie ist

eine ganz originelle Dichterin. In ihren Werken läßt sich keine Spur von Nachahmung auffinden, recht eigentlich eine Dichterin der Haide und der Einsamkeit. Die Quellen der Poesie strömen ihr überall und das Haidekraut wird, von ihrer Fantasie beleuchtet, zu einer Strahlenglorie ihr des Schöpfers. Klagen verschmähter und unglücklicher Liebe, Jammer darüber daß sie nicht verstanden würde, Weltschmerz, Freiheitsverlangen, Religion Zweifel und wie alle die Quellen heißen, woraus die neuern Dichter Begeisterung schöpfen, sind ihr völlig fremd geblieben. Gott und die Natur, Religion, Menschenliebe und Freundschaft bilden die Quellen ihrer Poesie und die Sehnsucht nach einer Lösung, derer ihre Seele gewiß ist.

...

Feuilleton

Lord Byrons Tod

Lord Byrons Tod
Erhebung aus der heil. Schrift.
(Matth. 4,22)

Wenn euch der Leiden schwere Bürde drückt,
So fleht zu mir, ich will euch tröstend stärken:
Daß ihr gekräftigt geht zu neuen Werken,
Und Unglück euch aus eurer Bahn nicht rückt.

Denn wer sich innig wünscht von mir beglückt,
Mag meiner Worte tiefen Sinn wohl merken,
Und trag' mein Joch, es wird ihn neu bestärken,
Denn sanft ist es und nur für ihn beschickt.

So kommt zu mir, ich bin so gut, so mild –
Ich will mich gern zu meiner Herde niedern,
Und euch mit Trost die Blicke aufwärts heben:

Drum weiht mir euren Glauben, euer Leben,
Denn der des Sohnes Lieb' nicht will erwiedern,
Des Flehen wird vom Vater nicht gestillt!

Manfred.

Der geniale Dichter ist nicht mehr! Er starb am 19. April zum Missolunghi, an einem rheumatischen Entzündungsfieber, nach zehntägiger Krankheit, von demselben Alter mit Raphael von Urbino, im sieben und dreißigsten Jahre seines Lebens, und auch in der Zeit der Auferstehung der Natur: Raphael starb am Charfreitage, Lord Byron am

zweiten Ostertage. Eine weitere Ähnlichkeit, wie zwischen Lebensalter und Sterbezeit, dürfte sich aber wohl zwischen beiden großen Männern nicht finden.

Die Griechen die er zuerst zum Freiheitsgefühl begeisterte, trauerten um ihn, wie um ihren Genius, die heiligen Festtage wurden in Tage der Trauer verwandelt; alle Einwohner von Missolunghi, ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes, weinten um ihn. Das griechische Gouvernement zu Missolunghi ordnete sein fürstliches Leichenbegängniß an: des Morgens bei Sonnenaufgang wurden 37 Kanonenschüsse von der Festung der Stadt abgefeuert, die Zahl der Jahre des Hingeschiedenen bezeichnend; alle Gerichtshöfe und Laden verschlossen; Musik, Tanz und alle Festlichkeiten eingestellt, auch eine allgemeine Trauer auf 21 Tage angeordnet, und in allen Kirchen Trauer-Exequien gehalten. Fürst Maurocordato und Giorgio Praidì unterzeichneten diese Bekanntmachung.

Alle Freunde der Literatur erwarten nun mit Ungeduld die Lebensbeschreibung Lord Byrons, welche er seinem Freunde, dem Dichter Thomas Moore, zugesandt hat, und worin er sich mit schonungsloser Strenge beurteilt haben soll; aber eine richtige Ansicht über sein Wesen wird uns daraus nicht zu Theil werden, da Byron sich zu wenig selbst kannte und zu sehr herabsetzte. Er war einer der größten lyrischen Dichter, den Europa jemals hervorbrachte, durch Glut der Empfindung und Stärke des Ausdrucks, aber die Feuerseele, der diese Empfindungen entströmten, fühlte sich unbefriedigt im gewöhnlichen Treiben des Lebens, und suchte bald die Liebe, bald im Ehrgeiz, bald im Lebensgenuß und religiösem Zweifel ein Gleichgewicht für ihr inneres Streben. – Sein guter Genius ließ ihn im letztern nicht wie Don Juan nach Außen untergehen, aber auch nicht wie Faust ging er nach Innen, durch gewaltigen Durst nach dem Verborgenen, zu

Grunde, obgleich sein Manfred beweis't, wie nahe er dem war. Um wie Hamlet zu enden, den die Außenwelt des Genusses eben so wie die Innere der Ideen mächtig anzieht, und der zwischen beiden schwankend, durch Unentschlossenheit vernichtet wird, war Lord Byrons Seele zu groß. Sein guter Genius führte den Flammengeist allmählig in die Arme der That, und was er früher, in heißer Sehnsucht schmachtend, auf tausend Irrwegen gesucht hatte, ward nun sein; – die eigenthümliche Bestimmung seiner Selbst wurde ihm klar, und die Welt würde noch viel Großes und Edles von ihm vernommen haben, wenn ihn nicht der Tod überrascht hätte, als er kaum einige Monate wieder auf dem ihm früher bekannten Boden von Hellas einheimisch geworden war. Er zollte der Natur in der Blüthe seiner Jahre den unablässigen Tribut, in mitten seiner Wirksamkeit, nachdem er mehrere Millionen an Geldunterstützung, worunter ein großer Theil seines Vermögens, viele freiwillige Kämpfer, Waffen und Kriegsbedürfnisse den kämpfenden Griechen zugeführt hatte. Sollte man nicht an feindselige Dämonen glauben, die dem, den sie nicht zu stürzen vermochten, auch nicht das Glück gönnen, zu vollkommener Reife und Einheit mit sich selbst zu gelangen? –

Aus Byrons Schriften spricht keine Ahnung eines frühzeitigen Todes, wohl aber große Furcht vor einem freudlosen Alter. In seinem Don Juan sagt er:

Mit dreißig Jahren ist mein Haar ergraut, –
Ich denke oft, wie mag's mit vierzig seyn. –

Die Gedanken, die unter seinem Haar verborgen waren, mochten es wohl so früh gebleicht haben; wie es mit vierzig darum stehen würde, hat er nun nicht erlebt. Es steht

zu vermuthen, daß Griechenland im gegenwärtigen Zustande der Revolution keine guten Ärzte besitzt, sonst hätte eine so leichte Krankheit, wie ein Entzündungsfieber, einen Mann in der Blüthe seiner Jahre nicht hinwegreißen dürfen, indem es doch nicht an körperlicher Kraft fehlte, wie sein Schwimmen durch den Hellespont am 3ten Mai 1810 beweis't. In seinen Noten zum zweiten Gesange des Childe harald erzählt er, daß, als ein heftiges Fieber ihn nach dieser Wasserunternehmung auf Morea befallen hätte, seine Diener den Arzt Romanelli von ihm verscheucht, und dadurch sicher sein Leben gerettet hätten, indem sie ihm geschworen, seine Kehle abzuschneiden, wenn ihr Herr in einigen Tagen nicht besser wäre.

Lord Byron war ein großer Verehrer der deutschen Literatur, noch im vorigen Herbst stand er mit Göthe im Briefwechsel, den er »den unbestrittenen Monarchen der deutschen Literatur« nannte. – Der Dichtergreis liebte Byron sehr, und hoffte ihn diesen Sommer in Weimar zu sehen; – aber er schläft nun in Missolunghi – der Stadt, die schon manches Heldengrab in ihren Mauern einschließt, und man kann auch auf Byron anwenden, was Wilhelm Müller von Mark Bozzari sang:

Schlafe bei dem deutschen Grafen, Grafen Normann, Fels
der Ehren,
Bis des Weltgerichtsposaunen alle Gräber werden leeren.

Während unter den älteren civilisierten Nationen Europa's wenig Spielraum zu romantischen Thaten sich findet, und alles auf Erhaltung des bestehenden, und den Kampf mit und für das Daseyn sich beschränkt, so daß die Geschichte einst wenig von unsrer Gegenwart zu erzählen wissen wird, blüht ihr in dem einst todten Griechenlande

eine schöne Zukunft empor und Denkmäler romantischer Thaten schimmern uns aus ihrem Nebel entgegen.

Noch einige Bemerkungen über Byrons Werke wird man der Verfasserin erlauben, die unter den dichtenden Deutschen die erste war, welche seine Werke in unsere Sprache zu übertragen strebte.

Ich finde seine kleinern Gedichte unübertrefflich durch ihren Ausdruck von Wehmut, Schmerz und Liebe; keine müßige Strophe ja kein müßiges Wort findet sich darin, und doch sind sie nicht so mit Gedanken überfüllt, dass die Empfindungen dadurch gestört würden. Der kleinen Sammlung hebräischer Gesänge gebührt wohl der erste Platz unter den Liedern. Die Begeisterung, die sie hervorbrachte, entstand indessen nicht in des Dichters eigener Brust, welches sein Verdienst wohl nicht verringert, an den Strömen Babylons tönen noch immer hebräische Klagegesänge um das zerstörte Reich Juda's. Diese alten, gewissermaßen historischen Melodien kamen nach England, und Lord Byron dichtete auf die Bitte seines Freundes, Dr. Kinnaird, Worte dazu; gegenwärtig sind sie auch in Berlin erschienen, welches hiermit allen Freunden des Gesanges gesagt sei. Die Sängerin der Schwestern von Lesbos, Frau Generalin von Helwig, verbreitete sie dort, und eine deutsche Übersetzung der Byronischen dazu gedichteten Lieder hat der Geheimrath Kretschmer dazu geliefert, die trefflich gerathen ist, und mit den Melodien nächstens in Berlin in Steindruck erscheinen wird. Unmöglich kann die Phantasie rührendere Klagen um verlorne Glück ersinnen, als in diesen Melodien tönen, die uns auch durch neuen ungewöhnlichen Ausdruck in eine ferne Zeit versetzen.

In Lord Byrons größern Arbeiten, wie in Childe harald und mehreren, findet sich ebenfalls Glut der Empfindung und großer Reichtum von Welt, Menschenkenntnis und

Gelehrsamkeit, mit dem höchsten Zauber des Ausdrucks vereint; aber auch ein beinahe bis zur Ermüdung des Lesens wiederkehrendes Durchblicken seiner Individualität, so wie oft große Kälte in seinen Reflexionen.

In seinen dramatischen Arbeiten herrscht das lyrische Talent vor, und jede Gestalt ist Charakter; – aber gewaltig ist er auch hier, wie er den Haß des Loredano im Dogen von Venedig, und die zur eigensinnigsten Leidenschaft gewordene Vaterlandsliebe, Jakopos, in den beiden Foscari schildert; – allein eine gewisse Einseitigkeit, ein Untergehen in einer einzigen Grundempfindung herrscht überall. – In seinem Mysterium: »Kain«, findet man nicht seine Erwartungen befriedigt, den großen geheimnißvollen Raum nicht würdig genug ausgeführt. Kain hätte auch ohne Lucifers Dazwischenkunft seinen Bruder erschlagen, und die Gedanken des Bösen und der Nacht, die Lucifer aufsteigen läßt, werden durch das Licht des Guten, welches aus den Worten Adahs, der Geliebten Kains, strahlt, nicht genugsam zerstreut. – Aber unendlich schön ist die zarte Andeutung, wie die viel höher als Eva stehende reine himmlische Adah die Zaubergewalt des bösen Dämons fühlt, obgleich mit ganz andern Empfindungen, als Eva bei der Versuchung der Schlange.

Adah:

»Antworten kann ich dem Unsterblichen,
Der vor mir steht, ja nicht, – auch nicht ihn hassen. –
Ich schau ihn an mit Furcht und mit Entzücken,
Und doch vermag ich nicht zu fliehn; sein Auge,
Es hält mich fest mit Zauberkraft, mein Blick
Kann nicht von seinem lassen, und mein Herz
Schlägt schneller, er schreckt und reißt doch hin
Mich mehr und mehr. O Kain! Rette mich.«

Gewaltige Phantasie hat auch dies Gedicht mit wunderbaren Schöpfungen bereichert; – aber was Adah sagt, beweist einen tiefen Blick in das Innere der Menschenbrust. Eva gab sich der Schlange hin; Adah ruft ihren Gemahl, also ihre Pflicht, gegen sie zu Hülfe, und Versuchung entflieht. – Sardanapal, eine andere dramatische Arbeit Lord Byrons, zeigt mehr dramatisches Talent als die übrigen. – Beppo und Don Juan beweisen, daß auch das Humoristische ihm gelinge. Seine neuesten Arbeiten »heaven and earth« und »the deformed transformed«, sind mir noch nicht bekannt geworden. Das erstere rivalisirte mit einem Gedicht von Thomas Moore: »the love of the angels«, welches denselben Gegenstand behandelt. – Längeres Leben und ein erhabener Wirkungskreis, worin seine Thatkraft wie seine Romantik hinlänglich Raum fand, würde aus Byron gewiß einen großen Menschen, wie einen der größten Dichter gebildet haben, – bis jetzt war er noch zu sehr versunken in seine Individualität, und es fehlte ihm Erhebung wie Einheit mit sich selbst und Ergebung. – Leidenschaft ist das Element seiner Schöpfungen, und nirgends findet man Weisheit. –

Der mächtige Geist ist hinüber; in seinen frühern Arbeiten, z. B. in Childe harald ist er beinahe von der Nichtigkeit unserer Hoffnung auf Fortdauer überzeugt; in den Letztern, unter andern im Kain, völlig von unserer Fortdauer, aber nicht von unserer Seligkeit. – Die Räthsel sind ihm nun gelös't. –

Lord Byron war verheirathet, aber häusliches Glück genießen, konnte sein unruhiger Geist nicht. – Die Ehe ward bald getrennt, und eine Tochter die von mütterlicher Seite eine der reichsten Erbinnen Großbritanniens ist, beweint den Vater, der die zärtlichsten Empfindungen für sie oft in seinen Gesängen kund gab.

Vaterländische Literatur
Gedichte von Annette Elisabeth von D... H...

In Münster blüht ein wahrer poetischer Frühling auf, so viele Dichter und Dichterinnen erstehen in dieser flachen öden Gegend. Die vorliegenden Gedichte sind von einer Dame, und von so bedeutendem poetischen Werth, wie sie eine weibliche Muse wohl je geliefert hat. – Hier ist kein ewig wiederholtes Klagen und zerstörtes Liebesglück, kein namenloses Sehnen nach unbekanntem Ziel, wie wir so häufig in weiblichen Gedichten finden. Es ist feste klare Weltanschauung in kräftigen poetischen Bildern, und oft so hinreißendem Style geschildert, daß man die Verfasserin eine Geistesverwandte Byrons nennen möchte; aber der Himmel, der dem düsteren Britten verschlossen war, steht ihr offen. Ihre religiösen Gedichte sind voller Begeisterung, Licht und Erhebung. Hier eins zur Probe, worin sich besonders die Schilderung arabischer Natur hervorhebt, die sie mit so kühnen Farben, wie der westphälische Dichter, Ferdinand Freiligrath, schildert.

(Es folgen die acht Strophen des Gedichts »Am Feste der Heiligen Drei Könige«)

Das Anfangs dieser Blätter gegebene Gedicht, das an die Zaubertöne erinnert, womit Lord Byrons »Parisina« anfängt, besingt die Schlacht im Lönerbruch, ein Ereigniß des 30-jährigen Krieges, das in Westphalen statt fand, und schildert die edle Persönlichkeit des Herzogs Christian von Braunschweig, des Ritters der schönen Königin von Böhmen mit lebhaften Farben. Es ergibt sich aus dieser Schilderung, daß der Fürstenstamm der Braunschweiger viel

Familienähnlichkeit bewahrte: edel, kühn und wild ist sein Charakter. —

Das Gedicht: »Das Hospiz auf dem St. Bernhard«, dürfte bei den meisten den Preis der Sammlung erhalten. Die Schilderungen der erhabenen Natur sind ihrer vollkommen würdig; das stille Klosterleben in seiner edlen Wirksamkeit, die kräftige und doch von Demuth durchdrungene Persönlichkeit des alten Bruders Denis, die Hülfslosigkeit des zarten Kindes, das Grauen des alten Mannes vor den Todten, denen er doch zu gesellt wird, sprechen uns mit ergreifender Lebendigkeit an, so daß man sich selbst auf dem St. Bernhard glauben sollte. — »Des Arztes Vermächtnis«, eins der übrigen größeren Gedichte, führt uns in eine Welt des Traumes und der Ahnung, der Wirklichkeit und des Wahnsinns, große Verbrechen, von Leidenschaften erzeugt, gehen vor, doch wissen wir nicht: ist es Phantasie oder Wirklichkeit.

Die übrigen kleinen Gedichte atmen durchaus Frische und Lebendigkeit in den Naturschilderungen, tiefe heilige Andacht in religiösen Gefühlen und sind gänzlich frei von der Zerrissenheit, die die Poesie unserer Zeit charakterisiert.

Literarische Symptome in den Vereinigten Staaten

Es war lange Zeit für die stolzen Amerikaner ein bitteres Gefühl der Demüthigung, daß sie dem Ruhme ihrer politischen Selbstständigkeit nicht auch die literarische hinzufügen konnten. Ihre Presse stand immer noch unter der Botmäßigkeit Englands, und ihrer Sprache wird es vielleicht nie gelingen, sich davon zu befreien, obgleich es kaum denkbar ist, daß eine so bunt gemischte Bevölkerung sich mit dem einen Idiom begnügen sollte. Für

Sprachforscher müßte es eine interessante Seite der neuen Welt seyn, den Augenblick vorhersehen zu können, wo die babylonische Sprachverwirrung ihren Gipfel dort erreichen wird und die Völker nach ihrer Zunge sich scheiden müssen. Die amerikanische Literatur hat indessen in der neuesten Zeit zu einigen so originalen und bedeutenden Werken sich erhoben, daß man ihr die Selbstständigkeit wird einräumen müssen. Der ästhetische Philosoph Emerson hat durch den Sporn seiner geistreichen »Essays« viel zu dieser literarischen Erhebung beigetragen. Er hatte so oft und so eindringlich den Nationalgeist ermahnt, nicht immer fremdes Gut zu borgen, wenn es sich um intellektuelle Schätze handelte, sondern danach zu streben, auch ein geistiges Goldland in dem mächtigen Welttheil zu entdecken und zu bearbeiten, bis er gehört und verstanden wurde. In seiner nächsten Umgebung wirkte sein Wort am meisten. Der originelle Hawthorne, in dessen Romanen subtile Probleme gelöst werden, der durch seinen »Scharlachbuchstaben« und seine »Sieben Giebel« sogar auf dem Kontinent seinen englischen Nebenbuhlern und Vorbildern den Rang bei der Lesewelt abgelaufen hat, gehört zu Emerson's Schule, eben so Margaret Fuller.

Harriet Beecher-Stowe, die neuerdings gelesenste amerikanische Schriftstellerin, darf jedoch nicht dazu gesellt werden, ihre Richtung ist entschieden christlich, während grade Emerson und sein Anhang danach streben, eine feine und geistreiche Opposition gegen die Strenggläubigkeit zu organisieren, welche Amerika von dem Mutterlande, Alt-England, geerbt hat. Der Kampf ist bis jetzt kein offen erklärter, rücksichtsloser, wie wir wohl in Deutschland von modernen Philosophen (Feuerbach, Daumer, David Strauß) ihn auf diesem Felde führen gesehen haben, aber er erringt im Stillen manchen Sieg. Der Zweifel, wenn er, wie das Ergebniß tiefen Nachdenkens,

gemischt mit leiser Trauer, auftritt, findet oft auch in den edelsten Seelen einen Anklang, der sich wie ein melancholisches Echo fortpflanzt und Macht gewinnt über die Gedanken. Emerson meint, neue, unbetretene Pfade zu wandeln, und wird doch am Ende nur die Fußstapfen von Hamlet und Faust seine Schüler gehen lehren. Er wird unter den jungen lernbegierigen Amerikanern jene Seelenverstimmung hervorrufen, die unsere deutschen Jünglinge seit Werther's Leiden zerrissen hat und von der sie erst dem letzten Jahrzehnt, freilich auch nur teilweise, geheilt worden sind, und zwar durch nichts Anderes, als die ernstliche Rückkehr der Erziehung zur positiven Religion. Aber obwohl Harriet Beecher-Stowe nicht zu Emerson's Schule gehört, zollt er ihr doch seinen Beifall, und es erfüllt sein amerikanisches Herz mit freudigem Stolz, daß ihr Roman einen europäischen Erfolg gehabt hat. Trotz dieses glänzenden Erfolges ist aber dem Buche eigentlich keine Gerechtigkeit widerfahren. Man hat über dem Verdienste der Verfasserin ihr Talent vergessen, man hat neben der sozialen und christlichen Bedeutung ihres Romanes die künstlerische und literarische übersehen. Die Kritik hat namentlich in Deutschland fast gar keine Notiz davon genommen; sie hat das Buch mit derselben Gleichgültigkeit behandelt, wie etwa die Romane von Sue und Dumas, weil es mit derselben Begierde, wie diese, von der Lesewelt verschlungen worden ist. Die Kritik sollte aber gerade in Fällen, wo der Beifall zu einer Manie sich steigert, ihr Amt nicht vernachlässigen, denn der bessere Theil des Publikums, der gern wählt und sichtet, fühlt sich durch eine solche epidemische Bewunderung oft von Ungeduld und Lese-Unlust an gewandelt. Es gibt gewiss Viele, die sehr spät oder gar nicht erfahren, daß »Onkel Toms Hütte« nicht bloß ein Plaidoyer zu Gunsten der Sklavenbefreiung, sondern auch ein trefflicher Roman ist,

ein Charaktergemälde von seltener Kraft und Wahrheit. Eine Schöpfung, wie das Engelskind, Evangeline, dieser liebliche Genius echt echten Christenthums, ist allein wert, der Verfasserin den Rang unter den Namen zu sichern, welche von der Poesie gekrönt worden sind, auch ohne in Versen zu schreiben, wie wir Beispiele von unserem Jean Paul und dem poetischen Kinde Bettina haben. Neben dem Aufschwung, welchen die erzählende Literatur in Amerika genommen, steht übrigens die Leistung in gebundener Rede noch auffallend zurück. Longfellow fehlt es an Kraft und Originalität, von Bryant müßte dasselbe gesagt werden, wenn er sich nicht wenigstens bestrebt, die großartige unbesungene Natur seiner Heimat in seinen Gedichten zu feiern. Der unglückliche, vor etwa zwei Jahren verstorbene Edgar Allan Poe steht unbedingt höher, als Beide, obwohl er als Dichter im Auslande nicht so bekannt ist;¹ er hat sich durch psychologische Romane und humoristisch-sentimentale Erzählungen einen Namen gemacht. Er gehörte zu der Gruppe geistreicher Zweifler, die, wie oben gesagt wurde, sich um Emerson scharte. An poetischer Kraft und Meisterschaft in der Darstellung des Schauerlichen hat er viel Ähnlichkeit mit der trefflichen deutschen Dichterin Annette von Droste. Eines seiner berühmtesten Gedichte möge hier als Probe Platz finden:

¹ Eine, französische Übersetzung seiner Werke ist vor kurzem von Charles Baudelaire erschienen.

Der Rabe
von Edgar Poe

Traurig saß ich, überwacht, einsam nach der Mitternacht,
Unter alten Folianten, von vergang'nen Zeiten schwer,
Und ich, fast entschlafen, nickte, da ich hörte, wie es pickte,
Pickte wie ein leises Klopfen an der Kammerthüre – Wer?
Kömmt besuchend, sprach ich leise, noch in später Nacht
daher?

Ein Besuch ist's und nicht mehr.

Ja ich weiß genau es noch, war es im Dezember doch,
Feuerschein strömt auf dem Boden aus des Ofens
Kohlenthor,
Und ich dachte, wär's doch Morgen, und vergebens wollt
ich borgen
Von den Büchern and'res Denken, als an das, was ich verlor,
An das Engelskind im Himmel, einstens meine Leonor'.
Ach, ich blieb doch wie zuvor.

Meiner Fenster Purpurkleid rauschte in der Dunkelheit,
Mich erfüllend, mir enthüllend unbekanntes
Geisterdräu'n.
Meinen Herzschlag zu bezähmen, sagt er mir: Du sollst
Dich schämen,
Was soll dieses Geistergrauen? Muß es ein Besuch doch
seyn,
Der noch spät Einlaß begehrt, fasse Dich und ruf: Herein!
Kann es doch nichts And'res seyn.

Meine Seele wurde stark, und ich fühlte Herz und Mark,
Faßte mich und sagte: Sir oder Missis oder Miß!
O, vergebt, daß ich nicht hörte, als Eu'r Klopfen mich
begehrte,

Denn ich nickte, eingeschlafen. Ja, so war es ganz gewiß,
Und mit ungestümem Drange ich weit auf die Kammer riß
Und sah nichts als Finsterniß.

Da nun starrt' ich stumm hinein, schauernd, fürchtend
und allein,
Träumte, wie noch niemals, wachend, wie ich nimmer
mir getraut,
Doch es blieb das dunkle Schweigen, hatte keinen
Geisterzeugen,
Als die Seele, als des Herzens allertiefsten Klagelaut,
Den dem Echo ich so oft schon, wie auch jetzt, einsam
vertraut,
Leonore, meine Braut!

Ich ging wiederum hinein, meine Seele Glut und Pein,
Und ich hörte wieder klopfen, stärker, lauter als vorher;
Das ist an des Fensters Gittern, und ich sollte davor
zittern?
Ich will öffnen, will es wissen, was da rasselt
ahnungsschwer.
Bebe, meine bange Seele, bebe nicht, mein Herz, so sehr,
Ach, der Wind ist's und nichts mehr.

Und als ich das Fenster schloß, flog ein Rabe, schwarz und
groß,
Wie aus einer heiligen, längst verklung'nen Sagenzeit,
Nicht auf meine Stimme hörend und von mir auch nichts
begehend,
Flatternd hin und her vor mir durch der Kammer Dun-
kelheit,
Setzt sich auf Minervas Büste über meine Thüre breit,
Sitzt da wie in stillem Leid.

Furcht und Grau'n verging in mir, sah ich ihn auf meiner
Thür
So verhüllt in tiefers Schweigen, so gespenstisch stumm
und hehr.
Ist Dein Haupt Dir auch geschoren, bist als Krähe nicht
geboren,
Sprach ich. Sage, dunkler Vogel, kamst Du aus dem Lethe
her?
Und was ist Dein Name dorten in der Geister Nebelmeer?
Und er sagte: Nimmermehr.

Wie ich staunte, daß er sprach, sagte seine Töne nach,
Dachte: Hat ein menschlich Wesen außer mir wohl das
geseh'n,
Daß nach einer Weisheitsbüste einem Vogel so gelüste,
Und daß diesere Nimmermehr nun nicht will von dannen
geh'n,
Kann ich ihn doch nicht bewegen, von der Stelle
abzusteh'n;
Dieses ist wohl nie gescheh'n.

Und der Rabe blieb und war auf der Büste immerdar,
Sprach das einz'ge Wort noch aus mit der ganzen Seele
Macht:
Nimmermehr! Da saß er schweigend, und ich fragte zu
ihm neigend:
Willst Du jetzt nicht von mir lassen? Du entfliehst doch
über Nacht,
Wie die Freunde, wie die Hoffnung, die einst hat bei mir
gewacht.
Nimmermehr! darauf er sagt.

Meiner Seele Dunkelheit klärte sich zu Heiterkeit,
Und ich nahm ein Polsterkissen, legte vor die Thür es hin,
Ließ mich auf den Sammet nieder in Gedanken für und wider,
Was will diesere kluge Vogel aus der Zeiten Anbeginn?
Was ist des gekrächzten Wortes dunkler, unheilvoller Sinn,
Denn ein Sinn liegt doch darin.

Und so trieb ich still und bang, forschenden Gedanken-
 Während seine Feueraugen brannten Wehe in mein Herz,
 Meine Lampe, roth entflammt, färbte meiner Polster
 Blutig roth, wie einst, als sie legte d'rauf ihr Haupt voll
 Und dann schlummerte sie leise, und dann ging sie
 himmelwärts.

124

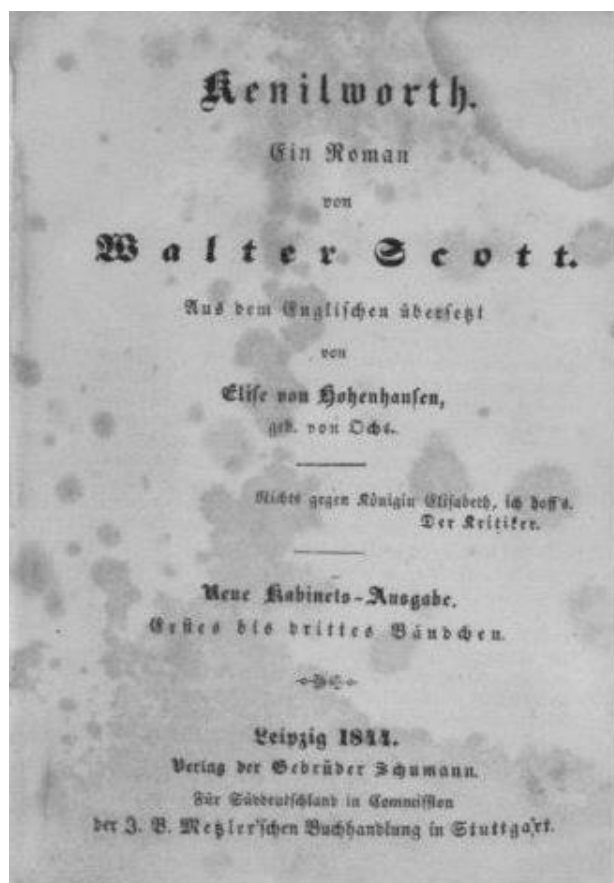
Bist Du wohl ein Gottgesandter, kamst vom Himmel,
Unbekannter?
Frag' ich, willst Du Lethe bringen? O behalt sie, denn
ich mag
Nicht vergessen, nur verschmerzen, diesen herben
Schicksalsschlag.
Nimmermehr! der Rabe sprach.

Sandte der Versucher Dich, Dämon Vogel, sprach nun ich,
Bist ein Teufel Du vielleicht und gewißlich ein Prophet?
Kamst Du aus des Kummers Lande, schwebst an einem
Zauberbande?
Giebt's Balsam in Gilead und erringt ihn das Gebet?
Kann ich glauben, daß Lenore einst mir wiederaufersteht?
Nimmermehr! der Rabe kräht.

Du Prophet, Du böser Geist, bei dem Gott, der es
verheißt,
Bei der Sonne heilg'gem Licht, das so Dir wie mir bald tagt,
Sage, wird in Edens Auen einst mein Aug' den Engel
schauen,
Um den meine bange Seele immerfort auf Erden klagt?
Gieb mir Antwort, weil ich habe, kühn zu fragen Dich
gewagt.
Nimmermehr! der Rabe sagt.

Satan! Hebe Dich von mir, Vogeldämon, Lügenthier,
Fort in Sturm und Nacht hinaus, laß' mir meine Einsamkeit,
Lasse von der Weisheitsbüste, daß nicht länger dort sich
brüste,
Solch' ein Dämon, der gekommen aus der Hölle Dunkelheit
Und schlug seine scharfe Krallen tief in meines Herzens Leid.
Nimmermehr! der Rabe schreit.

126



Titelblatt der Übersetzung von Walter Scotts »Kenilworth«, Auflage 1844.

Übersetzungen

Walter Scott »Kenilworth«

Erstes Kapitel

Ich bin ein Gastwirth, kenne meinen Vortheil,
Studiere ihnen als wie ein Mann von Kopf;
Ich brauche lust'ge Gäste vor den Pflug,
Und muntre Knaben müssen Schnitter seyn,
Sonst würd' ich nimmer meine Scheune füllen.

Der neue Gasthof

Es ist ein Vorrecht der Erzähler, ihre Geschichte in einem Gasthofe zu eröffnen, dem freien Zusammenfluß von Reisenden aller Art, wo eines Jeden Eigentümlichkeit sich von selbst, ohne Ceremoniel oder Zurückhaltung, offenbart. Dieß gilt besonders, wenn die Scene in der alten Zeit des fröhlichen Englands spielt, wo die Gäste nicht bloß Haus- und Tischgenossen, sondern auch die einstweiligen Gesellschafter des Wirths waren, der das Vorrecht der Freimüthigkeit hatte, und gewöhnlich ein Mann von angenehmer Person und guter Laune war. Unter seinem Schutze trat die Verschiedenheit der Charaktere lebhaft hervor, und selten wurde der Krug mit sechs Reifen gelehrt, ohne daß aller Zwang aus der Gesellschaft schwand, und sich die Gäste gegen einander und ihren Wirth ganz als alte Bekannte betrogen.

Das Dorf Cumnor, drei bis vier Meilen von Oxford gelegen, erfreute sich im achtzehnten Regierungsjahr der Königin Elisabeth eines vortrefflichen Gasthofes nach dem

alten Schlage, verwaltet oder vielmehr beherrscht von Giles Gosling, einem Mann von 50 Jahren und drüber, wohlbeleibt, freundlichen Wesens, mäßig in seinen Rechnungen, prompt in seinen Zahlungen, begabt mit natürlichem Witz, Eigenthümer eines Kellers voll unverfälschter Weine, und Vater einer niedlichen Tochter. Seit des alten Harry Baillies Tagen im Waffenrock von Southwark hatte noch Niemand Giles Gosling in der Kunst, seinen Gästen zu gefallen, übertroffen, und so groß war sein Ruhm, daß wer in Cumnor gewesen war, ohne im Gasthofe zum »wackern schwarzen Bären« einen Becher zu leeren, seine Gleichgültigkeit gegen den Ruf eines klugen Reisenden gestehen mußte. Ein Landmann könnte eben so gut von London zurückkehren, ohne das Gesicht der Majestät gesehen zu haben. Die Einwohner vom Cumnor waren stolz auf ihren Wirth, und ihr Wirth war stolz auf sein Haus, seinen Wein, seine Tochter, und nicht minder auf sich selbst.

Es war in dem Hofe des Wirtshauses, welches diesem braven Manne gehörte, wo ein Reisender in der Abenddämmerung abstieg, sein Pferd, welches eine lange Reise gemacht zu haben schien, dem Hausknecht übergab, und einige Erkundigungen einzog, woraus folgendes Gespräch unter den Burschen des »wackern schwarzen Bären« entstand.

»Heda, John Kellner«

»Was gibt's, Williams?« antwortete der Mann vom Zapfen dem Hausknecht, sich in einer weiten Jacke, leinenen Hosen und grünen Schürze, halb inner-, halb außerhalb einer Thür zeigend, welche zu einem Außenkeller hinab zu führen schien.

»Hier ist ein Herr, welcher fragt, ob Du gutes Ale zapfst?« fuhr der Hausknecht fort.

»Beim Teufel, das meine ich«, erwiderte der Kellner; »weißt Du nicht, daß Oxford kaum vier Meilen von hier entfernt ist. – Ei ja doch, wenn mein Ale die Köpfe der Studenten nicht betäubte, so würden sie meinen Kopf mit der zinnernen Kanne betäuben.«

»Nennet Ihr das Oxforder Logik?« fragte der Fremde, welcher den Zügel des Pferdes nun losgelassen und seinen Weg nach der Wirtshausthür genommen hatte, wo er der wohlbeleibten Person des ehrlichen Giles Gosling selbst begegnete.

»Spracht Ihr da von der Logik, Herr Gast?« sagte der Wirth; »ei so ist ja offenbar der Schluß:

An der Krippe das Pferd,
Mit dem Weine zum Heerd.«

»Amen! Von ganzem Herzen, mein guter Wirth«, sagte der Fremde; »laßt es einen Schoppen Eures besten Canariensekts seyn, und helft mir ihn austrinken.«

»Oh, Ihr seid noch ein Anfänger, Herr Reisender, wenn Ihr die Hülfe eures Wirths zu einer solchen Kleinigkeit bedürft; – wenn es noch ein Maaß wäre, dann könntet Ihr meine nachbarliche Hülfe gebrauchen und Euch doch einen guten Wirtshauskunden nennen.«

»Fürchtet nichts«, antwortete der Gast, »ich will meine Pflicht thun, wie ein Mann, der sich innerhalb fünf Meilen um Oxford befindet; denn ich bin nicht vom Felde des Mars gekommen, um den Anhängern der Minerva eine ungünstige Meinung von mir beizubringen.«

Als er dieses sprach, führte ihn der Wirth mit allem Anschein eines herzlichen Willkommens in ein breites, niedriges Zimmer, wo mehrere Personen in verschiedenen Gruppen saßen. Einige tranken, einige spielten Karten,

andere plauderten zusammen, und noch andere, deren Beruf sie bestimmte, früh Morgens aufzustehen, unterhandelten mit dem Kämmererling um ihre Abendmahlzeit und ihr Nachtlager.

Der Eintritt des Fremden erregte die bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche allgemeine und sorglose Aufmerksamkeit, die folgende Bemerkungen machte: – Der Gast war einer von denjenigen Leuten, welche, trotz einer wohl gebauten Gestalt und an sich nicht ungefälligen Zügen, doch nicht für hübsch gelten können, indem entweder im Ausdruck ihres Gesichts, oder dem Ton ihrer Stimme, oder in ihrem Gang und Gebhrden, oder in allem miteinander etwas Abschreckendes liegt. Das Auftreten des Fremden war dreist, ohne offen zu seyn; und er schien sehr heftig und besorglich auf einen Grad von Aufmerksamkeit und Auszeichnung Anspruch zu machen, deren Verweigerung er zu fürchten schien, wenn er sie nicht recht eifrig als sein Recht behauptete. Seine Kleidung war ein Reitkleid, welches, wenn er es öffnete, ein hübsches Wams mit Tressen überladen und einen Gurt von Büffelleider sehen ließ, in welchem ein breites Schwert und ein Paar Pistolen steckten.

»Ihr reitet wohlversehen, Herr Reisender«, sagte der Wirt, nach den Waffen blickend, als er den vom Gaste verlangten Sekt auf den Tisch setzte.

»Ja, mein Herr Wirth, ich habe den Nutzen davon in gefährvollen Zeiten empfunden, und ich werfe nicht, die heutigen Großen, meine treuen Begleiter weg, sobald ich sie nicht mehr brauche.«

»Ei, Herr«, erwiderte Giles Gosling, »so seid ihr aus den Niederlanden, dem Lande der Piken und Hakenbüchsen?«

»Ich bin hoch und niedrig gewesen, mein Freund, breit und weit, fern und nah – doch da ist ja nur eine Schale

Eures Sekts; füllt Euch eine andere, um mir Bescheid zu thun; ist er aber schlechter als superlativ, so trinkt ihn, wie Ihr ihn gebraut habt.«

»Schlechter als superlativ?« sagte Giles Gosling, seinen Becher austrinkend, und als Zeichen unaussprechlicher Schmachthaftigkeit mit den Lippen schmatzend – »ich weiß nichts von superlativ, noch gibt es solchen Wein im Weinkeller von den drei Kranichen, so viel ich weiß; – doch wenn Ihr bessern Sekt auf den Canarien selbst findet, so will ich nie wieder Krug noch Pfennig anrühren. – Ja, haltet ihn nur einmal gegen das Licht, so werdet Ihr schon die kleinen Dingerchen im goldnen Wein tanzen sehen, wie Stäubchen im Sonnenstrahle. Doch ich wollte eher für zehn Bauern Wein zapfen, als für einen Reisenden! – Ich wünsche, dass Eure Ehre diesem Wein gleichen mag.«

»Er ist rein und angenehm, mein Wirth; aber um guten Sekt kennen zu lernen, müsst Ihr ihn trinken, wo er wächst. Glaubt mir, Euer Spanier ist viel zu klug, als daß er Euch den wahren Traubengeist senden sollte. – Dieser, welcher Euch auserlesen dünkt würde nur als eine Schale Bastard zu Corunna oder zu Port St. Mary gelten können. Ihr solltet reisen, Herr Wirth, wenn Ihr recht tief in die Mysterien der Fässer und Krüge eindringen wollt.«

»In Wahrheit, Herr Gast«, sagte Giles Gosling, »wenn ich bloß darum reisen wollte, um mit dem unzufrieden zu werden, was ich zu Hause haben kann, so dünkt mich, ich würde wie ein Narr handeln. Über dem versichere ich Euch, es gibt manchen Tölpel, der seine Nase über ein gutes Getränk rümpft, ohne jemals außer dem Küchenrauche von Alt-England gewesen zu sein, und darum lobe ich mir meinen eigenen Herd.«

»Ei, mein Wirth, das ist eine gemeine Denkungsart«, sprach der Fremde; »ich versichere Euch, die Leute in Eurem Orte denken nicht alle so; es gibt gewiß brave Kerle unter ihnen, die jetzt in Virginien oder wenigstens in den Niederlanden sind. Strengt einmal Euer Gedächtniß an: habt ihr Freunde in fernen Gegenden, von denen Ihr gern Nachricht hättet?«

»Wahrhaftig nein«, antwortete der Wirth; »seit der wilde Robin von Drysanford bei der Belagerung von Brill erschossen wurde, habe ich keine Freunde mehr draußen. Der Teufel hole die Kugel, die ihn traf; kein fröhlicherer Bursche leerte je um Mitternacht seinen Becher: aber er ist dahin, und ich kenne keinen Soldaten oder Reisenden auf Soldatenart, für den ich einen geschälten Apfel gäbe.«

»Ei, das ist seltsam; so manche brave englische Herzen sind draußen, und Ihr, ein Mann von Bedeutung, solltet keinen Freund oder Verwandten darunter haben?«

»Nun, wenn Ihr von Verwandten sprecht«, antwortete Gosling, »ich habe wohl so ein wild Stück von Verwandten, der uns in dem letzten Regierungsjahre der Königin Maria verließ, aber der ist besser verloren als wiedergefunden.« »Sprecht nicht so, Freund, wenn Ihr zuletzt nichts Böses von ihm gehört habt. – Manches wilde Füllen gab ein gutes Pferd. – Sagt mir seinen Namen, ich bitte euch drum.« –

»Michael Lambourne«, versetzte der Wirth vom schwarzen Bären, »meiner Schwester Sohn; – es ist wenig Freude dabei, sich des Namens oder der Verwandtschaft zu erinnern.« ...

Probe einer neuen Übersetzung von Youngs
Nachtgedanken

Neunte Nacht

Trost.

Einst sprach die Leidenschaft: wär ich dahin! –
Wie stolz und thöricht, gottlos und vermessen, –
Jetzt jubelt meine Seele, dass ich bin! –

So wie ein Reisender nach langem Tage
Wo er gesucht und nicht gefunden, müde,
Wenn Nacht beginnt, zur nächsten Hütte eilt,
Dort der verlorenen Arbeit denkt, und dann
Sein Herz erquickt mit dem was Zufall bringt,
Und um die Zeit zu stürzen – Lieder singt.
Bis daß die Ruhestunde schlägt, so bin ich
Gewandert lange auf der Menschen Wegen
Und tanzte taumelnd durch das Labyrinth,
Wo Täuschung kühner Hoffnung alt entgegen.
So wärmte mich des Lebens Abendsonne,
Ein Obdach wählt' ich in bescheid'ner Hütte,
Verbannte alle Wanderungsgedanken
Und harre hier der nahen Todesstunde,
Mit ernstem Lied ausfüllend meine Tage –
Sang mildert Pein, das Alter kennt sie wohl.

Des Todes Nähe löscht die Dichterglut,
Und Alter, Sorge, Sünde und der Gram
Um meine Theuren, die Gott von mir nahm: –
O Nacht, du meine Muse, noch einmal
Erwecke sie, dann mag sie schlafen geh'n,
Bis gold'ne Harfen tönen: Auferstehn.

Dort wo vorüber jede Erdenqual –
Dort eine sie sich ew'gen Harmonien,
Unendlich höher als mein schwaches Lied,
Das doch ein Vorspiel jener Melodien.

Hat dir mein Lied das höhere Entzücken
Bekannt gemacht, dass irdisches vernichtet?
Erwäg' es wohl Lorenzo, sage mir,
Ob dir noch Ursach bleibt zu triumphieren,
Bist du so frech, hält Irrthum dich gefangen,
So glaube mir, aufricht'ger ist Dein Lächeln
Nicht als mein Mitleid, wenn der Körperkranke
Verlangt nach Hülfe, aber wer wie Du
Geistig erkrankt ist, will noch kränker werden;
Dem ist zu helfen, der sein Elend fühlt. –

Siehst du, Lorenzo, was der Mensch herbeiruft,
Der Edle Tod, die einst für ihn geboren. –
Der Erde Helden ändern ihre Seenen
Und unter ihren Sünden muß sie stöhnen; –
In neuer Sündfluth sinkt sie einst zusammen,
In Wasserwogen nicht, in Feuerflammen. –
Es kommt die Zeit, dann schmettern die Drommeten,
Rufen des Feuers fürchterliche Sühne,
Erdbeben, Blitze, Flammen und Kometen.
Sie stürmen mit der Wuth und Kraft der Hölle,
Erschütternd, rasch zerstörend und verheerend
Auf unsere arme Erdencitadelle.

Entsetzenszeit! Wenn alle Berge brennen,
Die ew'gen Felsen in den Gluten schmelzen,
Und wie einst Bäche, Flammen niederströmen,
Die Sterne stürzen, und mit glüh'ndem Fluge
Fährt die Zerstörung durch der Welten Pracht! –

Und es erscheint uns dann in hehrer Ferne
Ein and'rer Himmel, in ihm and're Sterne,
Beseelte Sterne, dieser Sterne Führer
Und eine neue Sonne – O wie ungleich
Dem, der als Kind in Bethlehem erschien,
Und dennoch ist Er's. Wir erblicken Ihn
In nie geahnter Pracht und Herrlichkeit –
Zur Erde kommt des Himmels Majestät
Und Engel folgen seinem Siegeszuge.
Ein Cherub löscht in seinem raschen Fluge
Hinweg mit gold'nen schwingen uns're Sterne,
Wie Wolken flieh'n sie aus der Gottheit Bahn.
Und wenn nun aller Schutt hinweggeschwunden,
Dann bricht der neue Tag des Himmels an
Auf uns'res Äthers Gränzen; – doch tief unten
Ergießt die Hölle ihre Flammenmeere,
Und öffnend ihren Schlund, der nie zu füllen,
Hört man sie heulend nach der Beute brüllen.

Alfred Tennyson »In memoriam«
»Zum Angedenken« von Alfred Tennyson

Dieser Dichter gilt gegenwärtig für den ersten in England. Die Königin und Prinz Albert besuchten ihn und er wurde unlängst zum gekrönten Poeten: poet laureat mit 200 Pfund (1400 Thlr.) Gehalt ernannt.

Die glänzende Dichterzeit Englands ist vorüber. Byron, Moore, Scott sind schlafen gegangen. Ersterer, der Dichter der Leidenschaften, der durch seine glutvollen Gesänge Deutschland, Frankreich und Griechenland aufregte, wird neben Alfred Tennyson kaum mehr genannt. Dieser singt schwermütige religiöse Lieder und hat viel Ähnlichkeit mit der Dichterin Annette von Droste Hülshoff. Im Ganzen ist er in Deutschland wohl wenig bekannt, und es wäre deshalb zu frühe, ein Urtheil über ihn zu fällen. Hier folgen einige seiner letzten lyrischen Ergüsse in Übertragung ins Deutsche aus seiner zuletzt herausgegebenen Sammlung »In memoriam« betitelt. Der melancholische Geist Englands ist darin nicht zu verkennen.

Vergessenheit

Des Sängers Harfenwort ist wahr,
Es steigt der Mensch aus todttem Ich
Schrittweis empor und tröstet sich
An Dingen hoch und wunderbar.

Wer blickte durch die Jahre hin
Und fände seiner Thränen Ziel
Und in dem Leid der Freuden viel,
In Kummer und Verlust Gewinn?
Es soll die Liebe fest umzieh'n

Den Schmerz bis beide untergeh'n;
Der Kummer soll im Auge steh'n
Und die Verzweiflung klage kühn.

O, besser Tod in Liebestreue,
Als daß der Stundenwechsel sagt:
»Der hat geliebt und hat beklagt
Und doch ist alles nun vorbei.«

Epheu

Du Epheu von dem Leichenstein,
Der ihn mit grünem Netz umkränzt,
Wo ein geliebter Name glänzt,
Und Wurzel schlägt um sein Gebein.

Der Frühling bringt die Blüthenzeit,
Das Lamm der jungen Herde springt;
Doch hier in deinem Schatten klingt,
Der Kirchenglocke Grabgeläut.

Die Sonne lässt dich nicht erblüh'n
Und küßte dich auch Frühlingsfluth,
Es trifft dich nicht der Sonne Glut,
Dein Kleid ist ewig Trauergrün.

Wenn ich so sinnend sehe zu
Wie du dich ganz der Traurigkeit,
Mit stillem festem Sinn geweiht,
So mein' ich oft, ich wäre Du.

Ein anderes Gedicht von Tennyson in dem Keepsake 1851 äußert lebhaftere Empfindungen. Es sind die einer erzürnten Mutter gegen ihre gefallene Tochter, die aus Gram darüber starb, daß ihr Kind nicht ihren Warnungen folgte. Innereien und Versmaaß hat sich der Dichter Freiheit erlaubt.

Der Mutter letztes Wort

Komm' nicht, wenn ich vorbei,
An meiner Gruft zu weinen und zu beten,
Zu quälen meinen Staub mit später Reu',
Und auf mein müdes Haupt zu treten;
Mag weh'n der Wind, der Regenvogel schrei'n,
Laß mich allein!

Kind wär's Dein Irrthum oder Dein Verbrechen,
Ich frage länger nicht: was willst Du thun?
Ich bin so müde und will mich nicht rächen;
Ich will nur ruh'n.
Fort schwaches Herz was Dein Gefühl auch sei,
Geh' nur vorbei!

Nachwort

Elise von Hohenhausen wurde am 4. November 1789 in Waldau bei Kassel als älteste Tochter des kurhessischen Offiziers Adam Ludwig Ochs und seiner Frau, der Tochter des Ortspfarrers Johann Philipp Schödde, geboren. Drei weitere Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, gingen aus der Ehe hervor. Adam Ludwig Ochs hatte als Fahnenjunker 1777 am amerikanischen Unabhängigkeitskrieg teilgenommen und war zum Offizier befördert worden. 1803 wurde er geadelt, kehrte später aus dem Dienst Napoleons in Spanien und Russland als General der westfälischen Truppen zurück und avancierte 1818 zum Generalstabschef.

Die meist unter der Obhut der Großeltern aufwachsende Elise wird nach dem Tod des Großvaters 1798 in Kassel von Ihrer strengen Mutter in die dortige Adelsgesellschaft eingeführt. 1809 geht sie eine arrangierte Ehe mit dem vielseitig begabten Freiherrn Leopold von Hohenhausen aus altadeliger westfälischer Familie in Herford ein. Der Freiherr nimmt im kurzlebigen Königreich Westfalen als Unterpräfekt von König Jérôme im ehemals kurfürstlichen Schloss zu Eschwege seinen Dienstsitz, begründet dort das »Sonntagsblatt« und ermuntert seine junge Ehefrau zu literarischen Arbeiten.

Im neu entstehenden preußischen Westfalen kann Leopold von Hohenhausen 1815 zunächst eine Anstellung bei der provisorischen Regierung in Münster finden, wo er Elise, die seit 1811 mit ersten Rezensionen und Übersetzungen englischer Literatur ihr literarisches Talent erprobt hatte, zur Veröffentlichung des Gedichtbandes *Frühlingsblumen* anregt, der 1816 im Verlag Aschendorff erscheint. Eine vorsichtig abwägende Rezension in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung von 1817 wünscht

sich zwar »mehr Eigenthümlichkeit«, stellt aber die »Fülle des Zartgefühls« und die »echt poetische Begeisterung« der Autorin heraus.

Neben Schiller sind es besonders Matthisson und Klopstock, die Ton, Themen und Formen der Gedichte Elise von Hohenhausens beeinflusst haben. Das Eingangsgedicht *Morgenlandschaft* sowie *Abendempfindungen* sind als Stimmungsbilder Matthisson nachempfunden. In *Pythia* oder *Die drei Himmelsblumen* herrscht ein Schiller'scher Ton, ebenso wie in der Ballade *Der Tod Aliko's*, die auch inhaltlich in der Kontrastierung des Ideals der Humanität mit der Wirklichkeit des Inhumanen dessen Gedankengut spiegelt. Odenformen, insbesondere die im schwierigen alkäischen Versmaß, zeigen den Einfluss Klopstocks. Der Freiheitslyrik Justinus Kernalers stehen die Verse *Nach der Schlacht bei Leipzig* nahe. So können wir die Gedichte der Elise von Hohenhausen zwar nicht von originärer Eigenständigkeit, wohl aber von formaler Virtuosität und von großer Sprachkraft bestimmt sehen.

Mit Leopold von Hohenhausens Versetzung nach Minden noch im Jahr 1816 beginnt für die Eheleute, die inzwischen zwei Töchter und einen Sohn bekommen haben, in der ehemals eher nüchternen, durch den Prunk liebenden Regierungspräsidenten von der Horst aber in einem regen Gesellschaftsleben erblühenden Stadt an der Weser eine neue Lebensphase. Leopold von Hohenhausen begründet hier 1817 unter dem programmatischen Titel das *Sonntagsblatt. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen mit populärer Hinweisung auf deutsche Literatur und Zeitgeschichte*. Das am Neujahrstag erscheinende erste Stück wird von einem gereimten Gruß Elises eingeleitet. Nachdem das Ministerium Hohenhausen bedeutet hatte, dass sich die Herausgabe eines »öffentlichen Blattes« nicht mit

der Würde eines Regierungsbeamten vereinbaren lasse, wird Nikolaus Meyer im September Herausgeber des Sonntagsblattes und macht es unter reger Mitarbeit Elise von Hohenhausens in zahlreichen Beiträgen zu einem führenden Organ im geistigen Leben Westfalens im 19. Jahrhundert.

In *Minden und seine Umgebungen, das Weserthal und Westphalens Pforte*, erschienen 1819, entwirft Elise nicht nur ein farbiges und differenziertes Bild des nördlichen Westfalen sowie der Geschichte und des Alltags- und Gesellschaftslebens der Stadt, sie beginnt damit vielmehr ihre Laufbahn als Reiseschriftstellerin und damit einen bedeutenden Bereich ihres literarischen Schaffens.

Dem kleinen Werk folgt als Frucht zweier Reisen im Herbst 1818 und im Sommer 1819 alsbald mit *Natur, Kunst und Leben. Erinnerungen gesammelt auf einer Reise von der Weser zum Rhein und auf einem Ausfluge an die Gestade der Nord- und Ostsee*, erschienen in Altona 1820, eine zweiteilige Landschafts- und Gesellschaftsschilderung aus der Frühzeit des Deutschen Bundes in Briefform. Als Quelle für die Kultur- und Sozialgeschichte Deutschlands im frühen 19. Jahrhundert blieb sie bisher noch ganz unausgeschöpft. Am Mittelrhein erlebt die Autorin *die berückende Erhabenheit des deutschen Stromes*, in Mainz und Rüdesheim nimmt sie teil an den Ehrungen, Feuerwerken und Festlichkeiten, die dem österreichischen Kaiser Franz I (1804-1835) im September 1818 gelten. Es ist jener Herrscher, der als Franz II von 1792 – 1806 letzter Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation bis zu dessen Untergang war. Der Reisebrief aus Frankfurt mit einer Schilderung des mäzenatischen Großbürgertums und eines Essens im Haus des Bankiers von Bethmann ist ein weiterer Höhepunkt des Werkes.

Sein zweiter Teil führt über Hamburg an die Nord- und Ostsee. Die traditionelle Form der an eine allgemeine Leserschaft gerichteten Reisebriefe wird hier abgewandelt in die subjektivere, an ein persönliches »Du« gerichtete Briefform. Elise war der Einladung des wohlhabenden Hamburger Advokaten Friedrich Johann Jacobsen gefolgt und lernte in der Hansestadt auch den jungen Harry Heine im Hause seines Onkels kennen und schätzen. Sie nimmt am Klopstockfest in Altona am 2. Juli 1819 teil und besucht das Grab des von ihr hoch verehrten Dichters in Ottensen. Dass sie nicht nur die gesellschaftlichen Begegnungen mit klugem Urteilsvermögen zu charakterisieren, sondern auch die Naturerlebnisse anschaulich festzuhalten vermag, zeigen ihre Schilderungen der Nord- und Ostsee und die einer Fahrt auf der Elbe nach Cuxhaven.

Ein weiter zeitlicher Bogen reicht von diesen Veröffentlichungen bis zu den feuilletonistischen Reisebriefen, die als *Reisestunden im Jahr 1846* im Mindener Sonntagsblatt 1849, 27-39. Stück, erscheinen und eine weitere Rheinfahrt sowie eine Reise über Baden-Baden zu den Laßbergs in Meersburg und ins Berner Oberland zum Gegenstand haben.

Feuilletonistische Reisebriefe hatte Elise von Hohenhausen schon Jahrzehnte zuvor über das Berliner Gesellschaftsleben als *Briefe aus der Residenz* für das Cottasche Morgenblatt und das Mindener Sonntagsblatt verfasst. Der *Sechste Brief*, erschienen im Sonntagsblatt vom 24. Dezember 1820, kann dafür als ein treffliches Beispiel gesehen werden.

Nach Berlin war Elise 1820 mit ihrem Mann übergesiedelt, der sich Hoffnungen auf einen Karrieresprung in der preußischen Zentralverwaltung machte. Im literarischen Salon der Rahel von Varnhagen schloss sie eine innige

Freundschaft mit der damals berühmtesten Salonnière Berlins und gründete selbst einen Salon, in dem Lord Byron schwärmerisch verehrt wurde und der sich schnell zu einem Treffpunkt von Schöngeistern und Dichtern entwickelte. Dazu gehörten unter anderen Chamisso, Eichendorff, Fouqué, Bettina von Arnim, Karl Immermann, Leopold von Ledebur, Albert Lortzing und der Student Heinrich Heine, der hier aus seinem später erschienenen »Lyrischen Intermezzo« und dem »Ratcliff« vortrug und im Brief aus Berlin am 16. März 1822 schreibt:

Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Übersetzung des scottischen Ivanhoe beschäftigt und von der trefflichen Übersetzerin Byrons können wir auch eine treffliche Übersetzung Scotts erwarten ... In keine schöneren und zarteren Hände konnte die schöne Rebecca gerathen, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.

Neben nunmehr zahlreicheren Übersetzungsarbeiten werden von Elise von Hohenhausen in rascher Folge aber auch Novellen und Gedichte in Zeitschriften und Taschenbüchern veröffentlicht. Eine kleine poetische Erzählung, *Andreas Quintin Messis*, war schon 1817 im Mindener Sonntagsblatt erschienen. Geschult an Friedrich von Fouqué und Walter Scott schreibt sie eine Reihe historischer Novellen. *Pogezzana*, eine romantisierende Erzählung aus der Zeit des Deutschen Ordens, erscheint 1825 in Danzig. 1829 werden die bis dahin zerstreut gedruckten *Novellen* in drei Bänden im Verlags-Comptoir Braunschweig aufgelegt. Sie setzen ein mit der zuerst im Taschenbuch Penelope 1824 erschienenen Erzählung *Karoline Mathilde, Königin von Dänemark*. Das auf D. C.

von Lohensteins Barockschauspiel Arminius und Thusnelda zurückgreifende romantisch-historische Gemälde *Germaniens Lucretia*, übernommen aus dem Taschenbuch Cornelia von 1823, zeigt Elise auf der Höhe ihrer schriftstellerischen Begabung. Zur Sammlung gehören auch Gesellschaftsnovellen mit Berliner Zeithintergrund wie *Glück und Leben* mit der autobiografisch gezeichneten Figur einer schönen Schwedin, die für Byron und Heine schwärmt.

Als sich die Aufstiegspläne Leopolds von Hohenhausen in Berlin zerschlagen und die Familie im März 1824 nach Minden zurückkehrt, ist für Elise eine Glanzperiode ihres Lebens beendet. Jedoch wird der von den Eheleuten nunmehr in Minden geführte Salon ein Zentrum des westfälischen Geisteslebens der Zeit. Zusammen mit der von Leopold von Hohenhausen und Nikolaus Meyer 1825 erfolgten Gründung der Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Kultur strahlt er aus auf das Mindener Sonntagsblatt, für das angesehene Beiträge gewonnen werden. So finden wir im Sonntagsblatt Autoren wie den Maler und Poeten Wilhelm Hensel, Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking. Elise selbst prägt in den folgenden Jahrzehnten das Sonntagsblatt durch Erzählungen, Reiseberichte, Sonette, Balladen und insbesondere durch die Übersetzung und dadurch Vermittlung englischer Literatur wesentlich mit. Proben aus *Byrons Corsair* erscheinen 1821. Friedrich Johann Jabobsens *Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter* von 1820 waren an Elise von Hohenhausen gerichtet, die sich in ihrem Nachruf *Lord Byrons Tod* im Sonntagsblatt vom 30. Mai 1824 zu Recht »die erste unter den dichten- den Deutschen« nennt, »welche Byrons Werk in unsere Sprache zu übertragen strebten«. Teile aus den *Night*

Thoughts von Edward Young publiziert sie im Sonntagsblatt 1843 vor einer vollständigen Übersetzung der *Nachtgedanken* im Folgejahr bei Hotop in Kassel. Alfred Lord Tennysons *In Memoriam* macht sie durch die Übersetzung der zwei ersten Lieder 1851 ebenfalls über das Sonntagsblatt bekannt. Zu den zahlreichen Rezensionen im Sonntagsblatt aus ihrer Feder zählen *Christian Dietrich Grabbes Kaiser Heinrich VI* und *Napoleon oder Die Hundert Tage* 1831, und 1838 schreibt sie die erste Besprechung der im selben Jahr erschienenen *Gedichte* von Annette von Droste Hülshoff. Sie erachtet sie »von so bedeutendem poetischen Werth, wie sie eine weibliche Muse wohl je geliefert hat«.

Zahlreiche feuilletonistische Arbeiten Elise von Hohenhausens waren sicherlich den Notwendigkeiten materieller Sicherstellung einer gesellschaftlich angemessenen Lebensweise geschuldet, die von ihrem Ehemann als Preussischer Regierungsrat für die fünfköpfige Familie kaum zu gewährleisten war. Diese Arbeiten erschienen in dichter Folge in beinahe 40 Zeitungen, Zeitschriften und Almanachen, was Claudia Belemann in einer Positionsbestimmung in den Westfälischen Forschungen 1995 dazu veranlasste, sie als »eine der ersten relativ professionell arbeitenden Autorinnen des frühen 19. Jahrhunderts« zu charakterisieren.

Als Übersetzerin englischsprachiger Literatur wird Elise von Hohenhausen bedeutend für deren Rezeption in Deutschland. Die Dichtungen von Lord Byron vermittelte sie durch Einzelübersetzungen und durch die Übersetzung des *Corsair*, Hamburg 1820, der bei Schumann, Zwickau, 1825 *Cain. Ein Mysterium* und 1827 ein Band mit den *Kleineren Gedichten* folgen.

Mit der Übertragung von Walter Scotts *Ivanhoe*, die im Zwickauer Verlag August Schumann 1822 und in 3. Auflage bereits 1826 erscheint, beginnt die Reihe ihrer Romanübersetzungen. Im gleichen Verlag des Vaters von Robert Schumann publiziert Elise 1824 *Kenilworth* sowie *S. Ronands Brunnen* im Folgejahr in der erfolgreichen Reihe *Taschenbibliothek ausländischer Klassiker in neuen Verdeutschungen*. Dem alsbald vom Zeitgenossen Wilhelm Hauff als »Übersetzungsfabrik« kritisierten Verlags- haus blieb Elise von Hohenhausen weiter verbunden, so durch ihre Beteiligung an der 7-bändigen Ausgabe der Übersetzung von Scotts Balladen seit 1826 in der Taschenbibliothek zusammen mit Willibald Alexis und Wilhelm von Lüdemann.

Den bereits erwähnten Übersetzungen von Texten Edward Youngs und Alfred Lord Tennysons fügen sich noch, postum erschienen, *Die Goldene Legende* von Henry Wadsworth Longfellow und die Entdeckung des amerikanischen Autors Edgar Allen Poe an, dessen berühmtes Gedicht *The Raven* sie 1853 im Magazin für die Literatur des Auslandes erstmals ins Deutsche überträgt, zusammen mit dem Essay *Literarische Symptome in den Vereinigten Staaten*. Als bahnbrechender Aspekt des Essays sind die Feststellungen zur Emanzipation der amerikanischen von der englischen Literatur zu werten. Schließlich ist die Neuausgabe des Gedichtes *Der Rabe* zusammen mit Illustrationen von Marta Czerwinski im Severus Verlag Hamburg im Jahr 2014 ein Beispiel für die überzeitliche Qualität von Elise von Hohenhausens Übersetzertätigkeit.

Die eigenständigen prosaischen Werke von Elise von Hohenhausen spiegeln in mehrfacher Hinsicht ihr Lebensschicksal sowie die gesellschaftlichen, geistigen und politischen Spannungen der Vormärzzeit. Beispielhaft zeigt

sich das in der schon erwähnten, 1829 erschienenen Novelle *Glück und Leben*. In ihr wird eine Liebesaffäre zwischen der schwedischen Protagonistin und einem jungen Maler durch das Eingreifen der Salonnière – »das Herz darf unser Tyrann nicht sein« – mit der Entsagung zugunsten des Ehemanns der Schwedin beendet. Die Problematik von Scheinehe und Gewissensehe sowie der von Moral und Religion gestützten Opferbereitschaft der Frau wird 1847 erneut zentraler Konfliktstoff in der Novelle *Talleyrand in Berlin*.

Dazwischen liegt ein Schicksalsschlag, der zu einer entschiedenen Hinwendung der Autorin zu einer pietistischen Frömmigkeitshaltung führt. Es ist dies der Verlust ihres einzigen Sohnes, Carl, der sich als Student 1834 in Bonn das Leben nimmt. Darüber veröffentlicht sie 1836 die 430 Seiten umfassende Schrift mit dem aufschlussreichen Titel *Carl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von 18 Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Ärzte*. Sie enthält neben einer warmherzigen und einfühlsamen Biographie des Sohnes dessen Tagebücher und Briefe, Berichte von Freunden, eine pädagogische Abhandlung und eine umfassende Schlussbetrachtung des Vaters, die das Schicksal des Sohnes, der »die Säule der Religion« verloren habe, mit dem des englischen Dichters Thomas Chatterton vergleicht, der sich siebzehnjährig das Leben nahm. Im biographischen Teil sieht Elise von Hohenhausen die Abkehr des Sohnes von der Religion als das zu spät erkannte Grundübel, aus dem die »Verirrungen des inneren Seelenlebens« erwachsen, und sie entwickelt aus diesem Ansatz eine Zeit- und Literaturkritik, die in den Ausruf mündet, »Christus lieb haben ist besser denn alles Wissen«.

Wenngleich Elise von Hohenhausen weiterhin schriftstellerisch und feuilletonistisch tätig bleibt, ist das Werk

im letzten Drittel ihres Lebens doch deutlich überlagert von Vorstellungen einer geistlichen Restauration und der Legitimation moralischer Werte durch die Religion. Davon zeugen die Titel von sozialgeschichtlich aufschlussreichen Aufklärungs- und Erbauungsschriften wie *Die Jungfrau und ihre Zukunft in unserer Zeit*, 1854, und *Lies mich in Deinen Leiden. Ein Lebens- und Beruhigungsbuch in schweren Tagen*, 1855, oder der Essay *Rousseau, Goethe und Byron. Ein kritisch-literarischer Umriss aus ethisch-christlichem Standpunkte*, Kassel 1847. Umso bemerkenswerter erscheint die lebenslange Verbundenheit Elise von Hohenhausens mit dem früh geförderten und verehrten Heinrich Heine, den sie im Herbst 1852 zusammen mit ihrer Tochter in Paris noch einmal besuchte und dem sie das Sonett *Ich stand an deinem Lager Schmerz durchdrungen* widmete.

Elises Mann war 1848 in Kassel gestorben, wohin das Ehepaar nach dessen Pensionierung 1844 gezogen war. Danach lebte sie bei der Familie ihrer Tochter Elise von Rüdiger zunächst wieder in Minden und schließlich von 1854 bis zu ihrem Tod am 2. Dezember 1857 in Frankfurt/Oder. Ihre Leistungen als Übersetzerin wurden noch längere Zeit gewürdigt, aber ihr Nachruhm verblasste schnell.

Heute können wir feststellen, dass ihrem lyrischen Werk Originalität fehlen mag, dass es aber unter Aufnahme zeitgeschichtlicher Entwicklungen der Dichtung eine beachtliche Virtuosität und Themenbreite zeigt und zudem eine bemerkenswerte frühe Stimme weiblicher Dichterinnen Westfalens ist.

Der deutschen Novellenliteratur hat Elise von Hohenhausen einen beachtlichen Beitrag hinterlassen. Die Tradition der psychologisierenden Autobiographie des Anton Reiser von Karl Philipp Moritz aufnehmende

Schilderung des Schicksals ihrer Sohnes Carl gehört zu ihren tiefgründigsten literarischen Leistungen. Ihre von großer Anschaulichkeit und von differenziertem Urteilsvermögen gekennzeichneten Reisebriefe sind zu den wichtigen, aber leider für die Sozial- und Kulturgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert noch zu wenig beachteten Zeugnissen der Reiseliteratur zu zählen. Die Aufklärungsschriften ihrer späteren Lebensphase können als Dokumente eines religiös bestimmten konservativen Frauenbildes im 19. Jahrhundert historisches Forschungsinteresse beanspruchen.

In der Wirkungsgeschichte des Feuilletons und der literarischen Zeitschriften, insbesondere in der des Minderer Sonntagsblattes und seiner Bedeutung für das geistige Leben Westfalens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, darf Elise von Hohenhausen einen bedeutenden Platz beanspruchen, der bisher noch nicht angemessen erkannt erscheint.

Für die Rezeption englischer und amerikanischer Dichtung im deutschsprachigen Raum im 19. Jahrhundert durch literarische Zeitschriften, Romanserien und Einzelübertragungen von Gedichten gewann sie eine herausragende Bedeutung, die Fritz Hackenberg bereits 1915 in der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde umfassend würdigte.

Elise von Hohenhausens Gesamtwerk gehört zu den wichtigen Beiträgen Westfalens zur deutschen Literatur.



Elise von Hohenhausen, gezeichnet von Wilhelm Hensel, 1822.

Auswahlbibliographie

Belemann, Claudia: Literarische Moden in Westfalen. Zur Rezeption englischsprachiger Literatur, in: Gödden, Walter u. Nölle-Hornkamp, Iris (Hg.): »Von den Musen wachgeküsst« – Als Westfalen lesen lernte, Paderborn 1990, S. 219-225.

Dies.: »eine lebendige Regsamkeit und große Geistesfrische... trotz herber Geschicke.« Leben und Werk der Autorin, Übersetzerin und Literaturvermittlerin Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs, in: Walter Gödden (Hg.): Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung Bd. 2, Paderborn 1994, S. 101-133.

Dies.: Positionsbestimmung Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs (1789-1857) zwischen Restauration und Revolution, in: Westfälische Forschungen 45, 1995, S. 26-37.

Bödeker, Birgit u. Rohde-Gaur, Sybille: Zur Rezeption britischer Literatur in Deutschland (1800-1870). Grundlagen und zwei Beispiele, in: Eßmann, Helga u. Schöning, Udo (Hg.): Weltliteratur in deutschen Versanthologien des 19. Jahrhunderts. Göttinger Beiträge zur internationalen Übersetzungsforschung Bd. 11, Berlin 1996, S. 51-66.

Bland, Caroline u. Müller-Adams, Elisa (Hg.): Frauen in der literarischen Öffentlichkeit 1780-1918, Bielefeld 2007.

Gödden, Walter u. Nölle-Hornkamp, Iris (Hg.): Westfälisches Autorenlexikon 1750-1950, Bd. 2 1800-1850, Paderborn 1994.

Hackenberg, Fritz: Elise Philippine Amalie von Hohenhausen (geb. von Ochs). Eine Vorkämpferin und Übersetzerin englischer und nordamerikanischer Dichtung.

Ein Beitrag zu einer Geschichte der literarischen Wechselbeziehungen zwischen England und Deutschland, Diss. Münster 1913.

Ders.: Elise von Hohenhausen. Eine westfälische Dichterin, in *Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde* Bd. 73, Münster 1915, S. 115-172.

Hänsel-Hohenhausen, Markus von: Elise von Hohenhausen (1789-1857). Übersetzerin, Dichterin und Mutter – Ein Lebensbild im Biedermeier, Frankfurt 1984.

Ders.: »Ich stand an Deinem Lager Schmerz durchdrungen.« Elise von Hohenhausen und Heinrich Heine, in: *Heine Jahrbuch* 24, Hamburg 1985, S. 227-235.

Ders.: Selbstmord im Biedermeier. Geistliche Restauration und Junges Deutschland in Dokumentation und Rezeption des Freitodes von Carl von Hohenhausen, Frankfurt 1985.

Knebel, Karl: Das Mindener Sonntagsblatt 1817-1853. Ein Beitrag zur Geschichte des westfälischen Geisteslebens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde* Bd. 66, Münster 1908, S. 91-162.

Rehfeld, Hans-Jürgen: ein Charakter »einnehmender edler Weiblichkeit«, in: Borowka-Clausberg, Renate (Hg.): *Salonfähig. Frauen in der Heine-Zeit*, Heidelberg 2016, S. 41-54.

Scheitler, Irmgard: *Gattung und Geschlecht. Reisebeschreibungen deutscher Frauen 1780-1850. Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur* Bd. 67, Tübingen 1999.

Textnachweise

An Rheinland-Westphalen, in: *Westphalen und Rheinland*, Ausgabe vom 5. Januar 1822 – *Morgenlandschaft*, *Pythia*, *Abendempfindungen*, *Charade*, *Der Tod Aliko's eines afrikanischen Sklaven*, *Beruhigung*, *Seelenverwandtschaft*, *Nach der Schlacht bei Leipzig*, *Herbstlied*, in: *Frühlingsblumen*. Münster 1816 – *Zum Neuenjahre 1817*, in: *Das Sonntagsblatt, eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung*, Januar 1817 – *Der Harfner*. *Ballade*, in: ebd., 23. März 1817 – *Der Klausner*. *Handschrift in seiner Hütte gefunden*. *Altschottische Geschichte*, in: *Rheinisch-westfälischer Musenalmanach auf das Jahr 1821*. Hg. Friedrich Raßmann, Hamm o.J. – *November*. *Mein Geburtsmond*, in: *Rheinisch-westfälischer Musenalmanach auf das Jahr 1822*, Hamm o.J. Hg. von dems. – *Jugendfleiß*, in: *Rheinisch-westfälischer Musenalmanach auf das Jahr 1822*, Hg. von dems. – *Die Extersteine (Impromptü)*, in: *Das Sonntagsblatt*, 2.12.1824. – *Glück und Leben*, in: *Novellen*. Bd. 1. Braunschweig 1829 – Auszug aus: *Carl von Hohenhausen*. *Untergang eines Jünglings von 18 Jahren*. *Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Ärzte*. Braunschweig 1836 – *Ich stand an deinem Lager Schmerz durchdrungen*, in: *Magazin für die Literatur des Auslandes*, Berlin 1856 – Auszug aus: *Minden und seine Umgebungen*. *Das Weserthal und Westphalens Pforte etc.* Minden 1819 – Auszug aus: *Natur, Kunst und Leben*. *Erinnerungen, gesammelt auf einer Reise von der Weser zum Rhein und auf einem Ausfluge an die Gestade der Nord- und Ostsee*. Altona 1820 – *Briefe aus der Residenz*, in: *Das Sonntagsblatt*, 24.12.1820 – *Reisestunden im Jahr 1846*, in: *Mindener Sonntagsblatt*, 15.7.1849 ff. – *Lord Byrons Tod*, in: *Das Sonntagsblatt*, 30.5. 1824. – *Vaterländische Literatur*. *Gedichte von Annette Elisabeth von D... H...*, in: *Mindener Sonntagsblatt*,

16.9.1838 – *Literarische Symptome in den Vereinigten Staaten*, in: *Magazin für die Literatur des Auslandes*, 11.6.1853 Übersetzung Kap. 1 von Walter Scott »*Kenilworth*«, 4 Bde. Zwickau (Schumann) 1824. – *Probe einer neuen Übersetzung von Youngs Nachtgedanken*, in: *Mindener Sonntagsblatt*, 35. Stück 1843 –*Alfred Tennyson »In memoriam«*, in ebd., 14. Stück 1851.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Wed-
digen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wib-
belt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd.
74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Lilo Rauner
(Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth
(Bd. 78) ■ Friedrich Wilhelm Weber (Bd. 79) ■ Ferdi-
nand Freiligrath (Bd. 80).